Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 45 – 11. November 2006 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

Streit um Stasi-Akten

Dieter Althaus, zur Zeit Präsident des Bundesrates, lieferte sich mit Wolfgang Thierse ein Wortgefecht um das Stasi-Unterlagen-Gesetz. Bundestag und Bundesrat legten Gesetzesnovellen vor, die eine fortgesetzte Nutzung der Stasi-Akten ermöglichen sollen, nachdem nun eine 1991 festgelegte Frist abläuft. Mehr dazu auf Seite 2

Tanzen in der Terrorschule

Um die Berliner Rütli-Schule, Negativbeispiel für Verrohung sowie die Kapitulation der Politik vor Gewalt- und Integrationsproblemen, ist es seit den verzweifelten Tagen im März ruhig geworden. Die Lehrer hatten kapituliert, Politiker erst eingegriffen, als nichts mehr lief, wie es an einer Schule sollte. Die Probleme sind seitdem geblieben. Warum Tanztherapie und Sicherheitsdienste jugendliche Straftäter wenig beeindrucken. Seite 4

Wettbewerb der Gewalt

Die Unruhen in Frankreichs Vorstädten hatten ihren Jahrestag und wieder kam es zu Gewaltausbrüchen. Trotzdem hat sich in dem vergangenen Jahr einiges geändert – selbst in den Köpfen der Linken. Seite 7

Der Kaiser war Gast

Vor 100 Jahren wurde das mittlerweile mit rund 28 000 ausgestellten Objekten aus rund 50 Bereichen der Naturwissenschaften und der Technik größte naturwissenschaftlich-technische Museum der Welt in seinem ersten, provisorischen Domizil im Alten Nationalmuseum in Bayerns Hauptstadt München im Beisein von Wilhelm II. eröffnet. Seite 9



Immer wieder die Niederlage Preußens: Akteure, verkleidet als General Gebhard Leberecht von Blücher (r.) und sein Adjudant, beraten am 4. November 2006 in Ratekau bei Lübeck während des Schlachtengetümmels bei einer Nachstellung der historischen Schlacht. Vor 200 Jahren kapitulierte der auch „Marschall Vorwärts“ genannte Heeresführer der preußischen Armee bei Ratekau, nachdem ihn zuvor die Franzosen aus der Hansestadt Lübeck vertrieben hatten.

Foto: pa

Treu zur Sprache

Auch nach zehn Jahren hat sich die Rechtschreibreform nicht durchgesetzt

Von KLAUS D. VOSS

Die Deutschen wissen, daß ihre Sprache der wichtigste Kulturträger ist – und sie halten diesen Besitz hoch. Die Sprache in Schrift und Wort erschließt das kulturelle Erbe.

Zehn Jahre nach dem verhängnisvollen Beschluß der Kultusminister, die deutsche Sprache einer Rechtschreibreform zu unterwerfen, lehnt eine deutliche Mehrheit der Bundesbürger die neuen Schreibregeln ab. Nach einer Umfrage, die die Zeitschrift „Deutsche Sprachwelt“ zum Tag der deutschen Sprache 2006 veröffentlichte, lassen 56 Prozent der Befragten nur die traditionellen Rechtschreibregeln gelten, 16 Prozent richten sich nach einem eigenen Regelwerk, lediglich 28 Prozent halten sich an die neue Staats-Orthographie. Und nicht alle aus freien Stücken: Da viele Unternehmen entschieden haben, für ihren Schriftverkehr die reformierten Regeln anzuwenden, fühlen sich 60 Prozent der Berufstätigen dazu verpflichtet, aber fast die Hälfte aus dieser Befragten-Gruppe ist „Neuschreiber“ gegen die eigene Überzeugung.

Das Erlanger Unternehmen „Textfex“ hatte diese Zahlen erhoben, indem es Bundesbürger verschiedener Alters- und Berufsgruppen nach dem Zufallsprinzip auswählte und befragte. Die Untersuchung förderte auch zutage, wie sprachempfindlich die Deutschen, jedenfalls die angesprochenen Bürger mit „Bildungshintergrund“ sind. 36 Prozent der Befragten wenden sich von Waren oder Dienstleistungen ab, wenn diese fehlerhaft oder schlecht beschrieben werden, 37 Prozent sind allerdings schon so abgehärtet, daß sie sich trotz schlechter Texte nicht den Konsum verleiden lassen. Immerhin 18 Prozent bekommen das Erbarmen mit den Sprachtrotteln und würden sogar mehr bezahlen, wenn dafür Bedienungsanleitungen oder Produktwerbung besser geschrieben wären. Überhaupt: Medien und Werbewirtschaft werden häufig für schlechtes Deutsch getadelt (14 und elf Prozent der Fälle), einsame Spitzenreiter bei den Sprachschlampern sind aber jene Personen, die sich zum öffentlichen Leben rechnen lassen.

Der „Verein Deutsche Sprache“ (Dortmund), der nächste Woche in sein zehntes Jahr geht und nach seinen Angaben inzwischen schon 27 000 Mitglieder zählt, und die anderen Sprachschützer müßten sich jetzt einer zweiten Aufgabe stellen: Da immer mehr junge Menschen kaum noch lesen wollen, dafür aber länger Radio hören, müssen die Rundfunk-Beiträge als Sprachvorbild kritisch analysiert werden.

In vielen Sendungen, auch bei den öffentlich-rechtlichen Anstalten, wird nach täglicher Beobachtung nur noch Rumpfdeutsch gesprochen mit einem bedenklich hohen Anteil englischer Vokabeln – die oft genug sogar sinnwidrig gebraucht werden. Schmerzhaft wird die Rundfunk-Sprache, wenn es um Feinheiten der Grammatik geht, etwa um die Zeitenfolge zwischen Haupt- und Nebensatz. Solche Sprachästhetik gibt es höchstens noch auf Papier, von geübten Schreibern.

Und: Zum Glück gibt es immer noch gute Stimmen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk, aber die Sprachliebe scheint auch dort eine Generationenfrage zu sein. Junge Sprecher haben nicht nur Vokalklang frei nach Schnauze, sondern auch, wie es sich anhört, eine tiefe Abneigung gegen korrekte Konsonanten. Das „r“, immer schwer zu sprechen, wird regelmäßig zu einem langen „a“ gequält. Wenn die Intendanten weiter so wenig Wert auf Sprechausbildung legen, geht auch noch die phonetische Qualität ihrer „Sendah in den Kellah“.

KLAUS D. VOSS:

Am Galgen

Wer ein anderes Urteil gegen Saddam Hussein auf der Rechnung hatte als die Höchststrafe, ist nicht von dieser Welt. Es gibt zu viele Zeugen und Belege für die grausame Herrschaft des Diktators und seines Baath-Klans, als daß noch Zweifel an seiner Schuld naheliegen könnten. Unser fester Glaube, daß Menschen niemanden zu Tode richten dürfen, verwirft also nur das Strafmaß im Saddam-Prozeß, die Hinrichtung am Strang. Es reichte, ihn im Kerker zu halten.

Offen bleibt, was dieses Urteil mit seiner für Ende Dezember zu erwartenden Vollstreckung bewirken wird – vermutlich nur das, was die Menschen ohnehin immer wieder erfahren müssen: Wenn Diktatoren fallen und Sieger Recht sprechen, kann das Volk noch lange keinen Frieden machen.

Die Menschen erwarten etwas anderes als die blutige Entschlossenheit der Gerichte an den alten Inhabern der Macht. Den Opfern des Unrechts hilft der Versuch eines Ausgleich oder wenigstens die Anerkennung ihrer Leiden. Das gilt nach dem Sturz von Gewaltherrschern im Irak, auf dem Balkan. Und natürlich gilt es auch in Deutschland für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, für alle Menschen, die unter den Folgen des Kriegs und der Gewaltherrschaft gelitten haben und leiden.

Nur einmal in der Geschichte der Zivilisation sind die Betroffenen dem Gefühl ein Stück näher gekommen, wie sie Gerechtigkeit erfahren können – in Südafrika nach dem Sturz des Apartheid-Regimes. Man hatte sich entschlossen, lieber den Opfern zuzuhören, als die Täter zum Schweigen zu bringen. Die Versöhnungskomitees in Kapstadt und Johannesburg waren alles andere als vollkommen, aber immer noch die beste Anklage gegen Diktaturen.

Heute wäre Merkel nur die Nummer zwei

Ein Jahr Große Koalition und das Vertrauen ist verspielt – Union fällt in Wählergunst hinter SPD zurück

Von KLAUS APFELBAUM

Politische Grundüberzeugungen zählen in Deutschland nicht mehr viel – die Bundesbürger geben die traditionelle Bindung an die Partei, die sie gewählt haben, auf und urteilen hart nach der politischen Leistung, die sie auf der Berliner Bühne sehen. Treue Parteigänger sind inzwischen die Ausnahme geworden.

Anders läßt es sich nicht erklären, warum nach nur einem Jahr die politische Welt in Deutschland auf den Kopf gestellt ist. Angela Merkel und Franz Müntefering hatten am 11. November den Vertrag über die Große Koalition unterzeichnet – nur linientreue Karnevalisten konnten dies damals als schlechtes Omen nehmen. Elf Tage später, am 22. November wurde das Kabinett der Kanzlerin Merkel vereidigt.

Die Deutschen hatten sich die Große Koalition möglichst stark gewünscht, um die gewaltigen Reformaufgaben für das Land schultern zu können.

Exakt ein Jahr später müßte Angela Merkel sich mit der Rolle der Vizekanzlerin begnügen und die politische Führung der SPD überlassen: Erstmals seit 2002 ist die SPD nach den Umfragen des Forschungsinstitutes Infratest dimap wieder stärkste politische Kraft in Deutschland: 33 Prozent der Deutschen würden die Sozialdemokraten wählen. Die Unionsparteien könnten sich nur noch auf 30 Prozent der Wähler stützen. Von „Großer“ Koalition kann man bei diesen geschrumpften Zahlen eigentlich kaum noch sprechen.

Erheblich ist vor allem der Vertrauensverlust der agierenden Parteien. Vor Jahresfrist startete das Regierungsbündnis mit einem guten Vertrauensvorschuß: Mehr als 60 Prozent der Deutschen glaubten, daß das Duo Merkel-Müntefering die Probleme des Landes rasch in den Griff bekommen werde. Inzwischen ist das Lager der Regierungskritiker so stark wie noch nie zuvor in der Geschichte der Bundesrepublik: 81 Prozent der Bundesbürger vertrauen der Regierung nicht mehr.

Gerade auf den Gebieten, die aus innenpolitischer Sicht vordringlich sind, konnte die Große Koalition nicht überzeugen: Gesundheitswesen, Renten, Beschäftigung und vor allem Steuern; die überwiegende Zahl der Befragten vergibt schlechte Noten.

Die CDU wird bei der Sonntagsfrage der Demoskopen am härtesten bestraft. Angela Merkel ist von ihren „Parteifreunden“ umstellt. Zuletzt hatten Roland Koch aus Hessen („Keine Reformkraft mehr“), NRW-Ministerpräsident Jürgen Rüttgers („Soziale Lebenslügen“) und Edmund Stoiber aus Bayern (generelles Vetorecht gegen die Gesundheitsreform) die Bewegungsfreiheit der Kanzlerin eingeschränkt. Soviel Uneinigkeit ahnden die Wahlberechtigten, wenn man sie zu Wort kommen läßt: 61 Prozent der befragten Bundesbürger kleben den Unionsparteien das Etikett „Eher zerstritten“ auf. Der CDU-Bundesparteitag in Dresden Ende November wird Angela Merkel alles an Integrationskraft abverlangen, was sie als Parteichefin aufbieten kann, um bei den Vorstandswahlen keine Überraschungen erleben zu müssen.

Die SPD profitiert von den Machtkämpfen im konservativen Lager, nur zwölf Monate nach dem Neuwahl-Debakel und trotz doppeltem Vorsitzenden-Wechsel sind die Sozialdemokraten dabei, den Schröder-Fischer-Bankrott vergessen zu machen. Auf welchem Weg? In Politik-Magazinen wie dem „Focus“ rumoren inzwischen Schätzzahlen, daß rund 100 der 222 SPD-Bundestagsabgeordneten die rot-grüne Koalition gern wieder aufleben lassen wollen, dieses Mal verstärkt um die Post-Kommunisten zwischen Gregor Gysi und Oskar Lafontaine.

DIESE WOCHE

Hintergrund

Tanzen in der Terrorschule
Wenn der Rütlischüler zum Regelfall wird 4

Deutschland

»Deutsches Engagement zu schwach«
Königsberger Gebiet erlebt Wirtschaftsaufschwung 5

Politik

Quittung für Selbstbetrug
Jahrelang wurden echte Reformen in Ungarn verschoben, jetzt herrscht Groll 6

Aus aller Welt

Wettbewerb der Gewalt
Nach Unruhen in Paris ist keine Ruhe eingekehrt – Linke zeigen Einsicht 7

Geschichte

Das Deutsche Museum wird eröffnet
... und der Kaiser legte einen Grundstein 9

Ostpreußen heute

Neues Stadtwappen
Gumbinnens neues Symbol schließt an deutsche Tradition an 11

Kultur

Später Ruhm für einen großen Denker
Arthur Schopenhauers Deutung des Lebens 19

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Regelwidrig

Finanzminister Steinbrück hat die Verwendung der Mittel aus dem Solidarpakt für das Jahr 2005 überprüfen lassen und feststellen müssen, daß jeder zweite Euro nicht nach den Vorgaben ausgegeben wurde. Nur Sachsen hat sich als einziges der neuen Bundesländer an die Regeln gehalten. Berlin hingegen erlaubte sich absolute Narrenfreiheit. Insgesamt wurden im Osten 5,2 Milliarden Euro regelwidrig zum Stopfen von Etatlöchern ausgegeben.

1.534.017.258.007 €

(eine Billion fünfhundertvierunddreißig Milliarden siebzehn Millionen zweihundertachtundfünfzigtausend und sieben)

Vorwoche: 1.532.738.662.689 €
Verschuldung pro Kopf: 18.594 €
Vorwoche: 18.578 €

(Stand: Dienstag, 7. November 2006, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Streit um DDR-Vergangenheit

Stasi-Unterlagen-Gesetz soll nachgebessert werden

Von Bernhard Knapstein

Schlußstrich-Mentalität" hieß es auf der einen, eine „böswillige Unterstellung" zeterte die andere Seite. Der wortgewaltige Schlagabtausch zwischen dem Bundesratspräsidenten Dieter Althaus (CDU) und dem Vizepräsidenten des Deutschen Bundestages Wolfgang Thierse (SPD) bildete den Auftakt einer nun auslaufenden Auseinandersetzung zwischen den beiden Kammern um das Stasi-Unterlagen-Gesetz von 1991.

Die damals festgesetzte 15jährige Zeitspanne, in der anhand der Stasiunterlagen Personen zum Zwecke der strafrechtlichen Rehabilitierung oder wegen möglicher Verstrickungen in das Stasisystem überprüft werden konnten, läuft Ende des Jahres aus.

Der Bundesrat möchte die Frist verlängern, da es ihm vornehmlich um die strafrechtliche Rehabilitierung der Stasiopfer geht. Die sollen ihre Anträge auf Rehabilitierung bis Ende 2010 stellen können. Als Grundlage solcher Anträge sollen auch die Stasiunterlagen weiterhin eingesehen werden können.

Die Fraktionen von CDU/CSU, SPD und Grüne haben einen eigenen Entwurf einer Gesetzesnovelle als Beschlußvorlage im Bundestag eingebracht, der gleichfalls eine weitergehende Nutzung der Unterlagen – allerdings langfristig – ermöglichen soll.

Kapitalgesellschaften sollen Kandidaten für Führungspositionen nicht mehr überprüfen können. Da viele Betroffene bereits verstorben sind und es für eine Akteneinsicht bisher auf deren Einwilligung angekommen ist, soll die künftig wegfallen, damit auch in Zukunft noch die Daten zur Aufarbeitung der Zeitgeschichte eingesehen werden können. Der Entwurf sieht ferner ein Korrektiv bei einer 1991 vergessenen Opfergruppe des DDR-Systems vor: Adoptivkinder sollen hinsichtlich ihrer leiblichen Eltern künftig Einsicht nehmen können und umgekehrt.

Insgesamt sollen die Zugangsmöglichkeiten für die Wissenschaft erleichtert werden und für die Presse möglich bleiben.

Der Entwurf der Bundestagsfraktionen sieht zudem einen Zuständigkeitswechsel vor, die Birthler-Behörde soll künftig nicht mehr dem Innenministerium, sondern dem Staatsminister für Kultur und Medien unterstellt sein. Der Vorwurf der „Schlußstrich-Mentalität" geht daher ins Leere.

Diese Novelle wurde, wie aus einem Schreiben von Behördenleiterin Marianne Birthler hervorgeht, von der Behörde für Stasi-Unterlagen selbst entworfen.

Weit liegen die Positionen von Bundesrat und Bundestag allerdings nicht auseinander, denn beide wollen sicherstellen, daß die Unterlagen weiterhin genutzt werden können. Und das ist zu begrüßen.

Nur der ehemalige DDR-Innenminister im Kabinett Lothar de Maiziere, Peter Michael Diestel (CDU), erklärte, man solle die gesamte Aufarbeitung einstellen. Nach 16 Jahren müsse man einsehen, „daß man die Geschichte der DDR nicht am Thema ‚Stasi' festmachen" könne.

Keiner der Parteien geht es übrigens um die Verwendung der Stasiunterlagen zur Aufdeckung von Straftaten, denn die – nicht durch die Stasi vernichteten – Unterlagen, geben allenfalls bereits verjährte Straftatbestände preis. In der Tat waren die inoffiziellen Mitarbeiter (IM) nicht die Hauptstraftäter des Systems.

Andererseits bemühen sich frühere Stasi-Offiziere bar jeder Einsicht immer offener um eine politische Rehabilitierung.

Das Stasi-Unterlagen-Gesetz hat für die politischen Opfer der DDR, für unsere Demokratie und für den wahrhaften Umgang mit unserer Geschichte einen hohen Symbolwert. Es ist daher zu begrüßen, wenn der Bundestag in Kooperation mit dem Bundesrat die langfristige Nutzung der Aktenbestände – auch für DDR-Opfer, die rehabilitiert werden möchten – sicherstellt.

Belastende Dokumente: Es gibt Personen, die eine Offenlegung fürchten. Foto: BStu

MELDUNGEN

Friesisch geschützt

Friesland – Minderheitenschutz ist Kulturschutz und fördert nicht zuletzt den Tourismus. Davon weiß man in Naibel zu berichten. Naibel, so heißt Niebüll auf Friesisch. Das ist offiziell und steht neben dem hochdeutschen Ortsnamen auf den Ortseingangsschildern der Stadt. Derzeit werden die zweisprachigen Amtsbezeichnungen in 24 Polizeidienststellen im Kreis Nordfriesland und auf Helgoland eingeführt. Hier darf – und auf Verlangen muß – Friesisch gesprochen werden.

Da Friesisch aber nicht gleich Friesisch ist, muß man auf unterschiedliche Bezeichnungen gefaßt sein. Wasserpolizei etwa heißt in Husum „Waaderpolitii" und auf Wyk „Weederpolitsei". Das „Gesäts fort stiepen fonnt friisk önj e öfentlikhäid" oder kurz und hochdeutsch das „Friesen-Gesetz" läßt auch Spielraum für Dialekte.

Das schleswig-holsteinische Selbstbewußtsein ist stark genug, daß es die Friesische Fahne (Gold-Rot-Blau) neben der Landesfahne vor Behörden erträgt. Auch das ist gelebter Minderheitenschutz in Deutschland. *BK*

Dementi des Dementis

Warschau – Die bekanntesten eineiigen Zwillinge der Welt, Polens politische Doppelspitze Jaroslaw und Lech Kaczynski, gelten auch politisch als eineiig. Zwischen die beide passe kein Blatt, heißt es in Warschau. Doch auch hier geht es menschlich zu. Premier Jaroslaw Kaczynski hatte bei seinem Antrittsbesuch in Berlin eine 100 000 Mann starke und von der Nato geführte EU-Streitkraft vorgeschlagen.

Als die polnische Tageszeitung „Gazeta Wyborcza" darüber berichtete, dementierte Kaczynski dies als „Humbug". Davon sei in Berlin keine Rede gewesen.

Was er nicht wußte, noch während er dieses Dementi aussprach, erklärte sein Bruder, der polnische Staatspräsident Lech Kaczynski, in einem Interview mit der „Financial Times", Polen wolle ein europäisches Korps „im Rahmen der Nato". Darüber habe sein Bruder Jaroslaw mit der deutschen Kanzlerin in Berlin gesprochen. *B. K.*

Flammentod aus Überzeugung

In Erfurt folgte ein Pfarrer dem Beispiel Oskar Brüsewitz' – Er zündete sich aus Protest gegen Islamisierung an

Es ist Reformationstag. In dem Kloster, in dem 1501 Martin Luther (1483–1546) seine geistliche Laufbahn als Augustinermönch begann, feiern evangelische Christen einen festlich-fröhlichen Kantaten-Gottesdienst. Pfarrerin Ruth Meili, Leiterin der „Erfurter Communität Casteller Ring", ist gerade bei der Austeilung des Abendmahls, als eine Frau sie wegruft: „Kommen Sie sofort, da ist ein Mensch in Not."

Dieser Mensch heißt Roland Weißelberg, ist 73 Jahre alt, geboren in Königsberg und evangelischer Pfarrer im Ruhestand. Vor dem Gottesdienst hat man ihn im Kreuzgang des Klosters gesehen. Jetzt quälen ihn in der Baugrube neben dem Kloster die Flammen des Benzins, mit dem er sich übergossen und das er selbst angezündet hat.

Er brüllt „Oskar, Oskar" und dann „Christus, Christus". Mitarbeiter bringen eine Brandschutzdecke, ersticken die Flammen. Ruth Meili tröstet den Mann, betet mit ihm und verheißt ihm, daß Gott mit ihm sei, ganz gleich, was er getan habe. Bald treffen die Rettungskräfte ein, riegeln das Gelände ab, bringen Weißelberg ins Krankenhaus und später in eine Spezialklinik in Halle an der Saale. Dort erliegt er am nächsten Tag seinen Verbrennungen.

Roland Weißelberg hat in Abschiedsbriefen seine Verzweiflungstat mit der Sorge um die Ausbreitung des Islam in Deutschland begründet. Bei seiner Frau entschuldigt er sich in einem Abschiedsschreiben für seine Handlung. Im Erfurter Raum, wo er von 1965 bis 1989 Pfarrer im Stadtteil Windischholzhausen war, kennt man seine islamkritische Haltung. Immer und immer wieder hat er Kollegen und Pfarrer-Konvente aufgefordert, sich intensiver mit den Muslimen und ihren Lehren zu beschäftigen.

> »Christus« und »Oskar« waren seine letzten Worte

Besonders liegt ihm daran, daß sich die evangelische Kirche klar vom Islam abgrenzt. Seine Entschiedenheit hat auf die Umgebung unbequem gewirkt, aber alles andere als krankhaft. Weißelberg galt gleichzeitig als Schöngeist, las Hölderlin und Mörike, wurde auch gerne gebeten, Gottesdienstvertretungen zu übernehmen – den letzten noch Mitte Oktober. Auch Ruth Meili, die den Mann wegen seines von den Flammen entstellten Gesichtes nicht wiedererkannte, erinnert sich an frühere Begegnungen. „Er stand zu seiner Meinung, aber ich habe ihn auch humorvoll erlebt."

Für Schwester Ruth stellen sich jetzt viele Fragen: „Sind wir schuldig geworden an diesem Bruder? Haben wir zu wenig hingehört?" Bischof Axel Noack (Magdeburg) und Pröpstin Elfriede Begrich (Erfurt) sprechen vor der Presse über den Schock, den die Selbstverbrennung ausgelöst hat. Sie erklären, daß der Islam in den neuen Bundesländern bislang als weniger wichtiges Thema eingestuft wurde, weil es auf dem Gebiet der früheren DDR nur wenige Muslime gebe.

> Der Königsberger wollte sich Gehör verschaffen

Noack hofft, daß die Tat des Ruhestandspfarrers nicht zur Unruhe zwischen Christen und Muslimen führt. Wie später der Pressesprecher der Landeskirche, Oliver Vorwald (Magdeburg), mitteilt, hat Weißelberg sich mit seiner Islamkritik nie an den Bischof oder die Pröpstin gewandt – jedenfalls lägen keine entsprechenden Briefe vor. Vorwald geht davon aus, daß die Selbstverbrennung von Erfurt bei den Synoden der thüringischen Landeskirche und der Kirchenprovinz Sachsen Mitte November Thema sein wird.

„Oskar, Oskar" hat Roland Weißelberg gerufen und damit an Oskar Brüsewitz erinnert. Der war zu DDR-Zeiten Pfarrer der Kirchenprovinz Sachsen und verbrannte sich am 18. August 1976 in der Fußgängerzone von Zeitz (Sachsen-Anhalt) aus verzweifeltem Protest gegen den kirchenfeindlichen Kurs der atheistischen SED und einer – wie er es sah – zu großen Anpassung der Kirche an die SED-Diktatur. Bei den Gedenkveranstaltungen vor wenigen Wochen war Brüsewitz als Wegbereiter der friedlichen Revolution in Deutschland gefeiert worden. Was wird man in 30 Jahren über die Selbstverbrennung von Erfurt sagen? *idea / Marcus Mockler*

Der Sozialismus lebt weiter

Von Harald Fourier

Es ist ja schon schwer genug, sich in anderen Städten zurechtzufinden. Wer mit dem Auto als Neuankömmling durch Rom fährt (die engen Gassen) oder durch Wien (überall Einbahnstraßen), kann ein Lied davon singen. Da stehen einem schnell die Haare zu Berge und / oder der Schweiß auf der Stirn. Richtig spaßig wird es aber erst außerhalb Europas.

Israel gehört zwar noch zum westlichen Kulturkreis. Aber schon die Sprache macht das Lesen der Verkehrsschilder für einen Jerusalem-Touristen zu einem unvergeßlichen Erlebnis. Wer kennt schon hebräische Schriftzeichen?

Nun ist es in Israel so, daß unter dem Hebräischen die englische Übersetzung steht – in lateinischen Buchstaben versteht sich. Und trotzdem muß der Autofahrer höllisch aufpassen, weil die Übersetzungen immer risikobehaftet sind. So entpuppt sich die „David-Ben-Gurion-Straße“ aus dem Stadtplan als „Gurion-Street“ auf dem Straßenschild. Oder umgekehrt. Aber wer kann schon darauf achten, wenn er im normalen Stadtverkehr sein Ziel sucht, den Stadtplan neben sich auf dem Beifahrersitz ausgebreitet. Und gnade ihm Gott, wenn der Tourist versehentlich in die schmalen Gassen der Jerusalemer Altstadt gerät!

„Bei uns kann so was nicht passieren“, denken Sie? Falsch. Berlin-Touristen, die Pech haben, könnten an einen der Stadtpläne der Wall AG geraten. Am Alexanderplatz hing ein solcher, bis kundige Berliner plötzlich stutzig wurden: Warum heißt die Danziger Straße denn immer noch Dimitroffstraße? Und die Otto-Braun-Straße ist nach Hans Beimler („Spanienkämpfer“, KPD-Apparatschik) benannt – wie zu Erichs Zeiten.

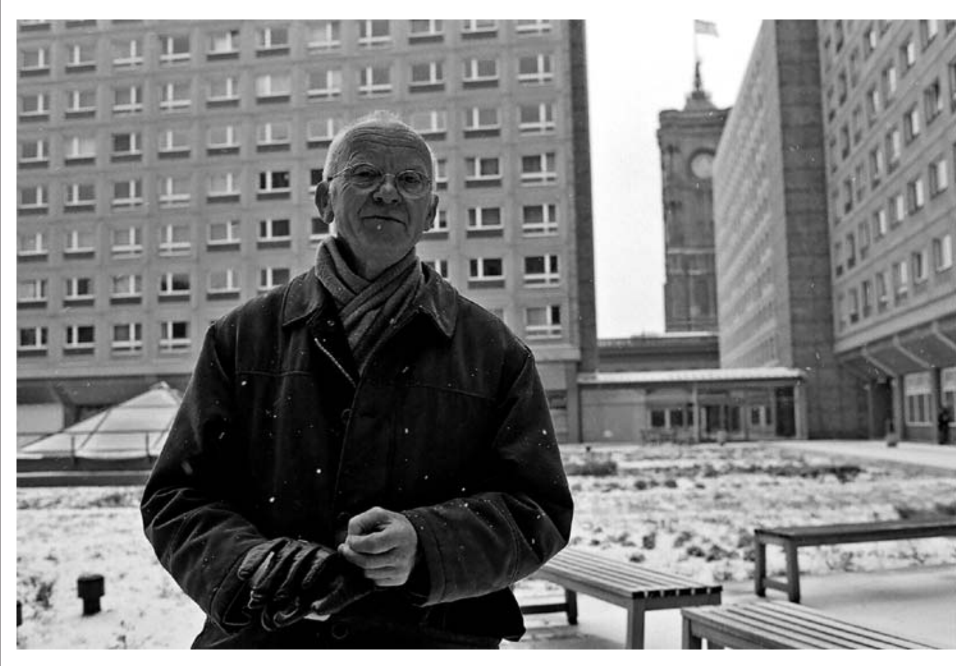
Zurück in die Vergangenheit mit der Wall AG? Die Firma bedauert den Vorfall. Inzwischen ist das Plakat ausgetauscht. Damit heißt auch die Clara-Zetkin-Straßen in Mitte wieder richtig, nämlich Dorotheenstraße.

Aber die 596 Luxemburg- und Liebknecht-Straßen, die nach 1990 in Mitteldeutschland nicht umbenannt worden sind? Die 613 Thälmann-Straßen und -plätze? Mit denen müssen wir wohl weiterleben. Nach antikommunistischen Widerstandskämpfern sind kaum Straßen benannt.

Angesichts der vielen kommunistischen Denkmäler, Feiertage und Sprachregelungen, die das wiedervereinigte Deutschland schon übernommen hat, ist der Vorfall vielleicht mehr als nur ein Versehen: eine Warnung.

Geliebte Drei-Raum-Wohnung

Bewohner der DDR-Plattenbauten am Alexanderplatz erlauben Blick in vergangen geglaubte Zeiten



Noch heute hat die einstige Edel-Platte zahlreiche überzeugte Liebhaber: Der Architekt Dietmar Kuntzsch, einer der Planer der „Straße Nummer Eins“, auf der Terrasse der Rathausstraße mit Durchblick zum Roten Rathaus.

Foto: ZDF

Von Harald Fourier

Der Plattenbau zwischen dem Roten Rathaus und dem Bahnhof Alexanderplatz ist so dermaßen häßlich, daß Passanten ihn ignorieren und für die Bewohner bestenfalls Mitleid empfinden. Überhaupt ist der „Alex“ ja so ziemlich der ungastlichste Platz ganz Europas.

Dabei hatten sich die DDR-Oberen alles so schön vorgestellt: Die Architekten, die damals mit dem Bau betraut waren, sprechen noch heute von einem „Ensemble“, wenn sie von ihrer Betonwüste reden. „Wir wollten besser sein als Corbusier“, erinnert sich einer der damaligen Bauherren in der „Straße Nummer Eins“.

Dieses Fernsehspiel porträtiert nicht nur das Haus und seine Erbauer, sondern vor allem die rund 900 Personen, die heute darin wohnen. Viele unterschiedliche Charaktere wohnen in einem Haus: In der einen Wohnung lebt ein Mann mit einem künstlichen Kamin in seinem Wohnzimmer und einem schneeweißen Teppichboden, auf dem ein lebensgroßer Stoff-Tiger sitzt. In der anderen ein altes Ehepaar, das auf dem Mufuti (DDR-Deutsch für: Multifunktionstisch) Kaffee und Kuchen serviert.

> Wohnung in einer Edel-Platte war ein Privileg

„Sie können sich nicht vorstellen, was das bedeutet hat, als wir die Wohnung bekommen haben“, sagt einer der ersten, die hier in den 70er Jahren einziehen durften. In der Tat. Das kann sich heute niemand mehr vorstellen, was das damals bedeutet hat.

Im Grund sind Plattenbauten ja nichts DDR-spezifisches. Corbusier war Franzose, und auch im Westen wurden nach dem Krieg schöne alte Stadtteile durch neuartige Betonburgen ersetzt. Im Osten wurde es jedoch noch vehementer durchgezogen, weil „Arbeiterschließfächer“ so gut mit dem „sozialistischen Menschenbild“ korrespondierten.

Und die Menschen, die 16 Jahre nach der DDR noch immer glücklich in diesem Ost-Musterbau leben, bestätigen (bei beängstigend wenigen Ausnahmen) viele Vorurteile gegenüber der geistigen Verformung des Homo Sowjeticus. Ihre Sprache hat sich nicht verändert: Sie reden noch immer von Drei-Raum-Wohnungen (statt Drei-Zimmer-Wohnungen) oder erwähnen den „Gründungstag der Republik“. Einer sagt über die Bauplanungen in den 70ern: „Der Mensch hat die und die Bedürfnisse. Und wir als Staat DDR zeigen, daß wir dafür zuständig sind.“ Nirgendwo auf der Welt ist der Staat für das Wohnbedürfnis seiner Bürger zuständig. Außer in einem kommunistischen Vorzeigestaat à la DDR.

> »Ich habe meine DDR wirklich geliebt«

Die Alteingesessenen in der Straße Nummer Eins fühlen sich heute noch wohl. „Daß die Platte negativ ist, kam uns noch nie in den Sinn“, sagt eine ehemalige Journalistin, die überglücklich alte Bilder zeigt, auf denen sie mit SED-Boß Günter Schabowski zu sehen ist. „Ich habe meine DDR wirklich geliebt“, faßt sie zusammen. Sogar mit der Blockwartmentalität haben sich die Einwohner schon lange angefreundet. Einer sagt stolz: „Das muß eine Gesellschaft erst einmal schaffen, daß Leute, die Miete zahlen, trotzdem selbst renovieren.“ In einer Gesellschaft, in der es ein Recht auf Eigentum gibt, war das nie ein Problem. Ein Häuslebauer wird immer dafür sorgen, daß seine eigenen vier Wände in Schuß sind. Aber das sind Gedankengänge, die den Horizont der Plattenbaubewohner bei weitem übersteigen.

Es gibt nur wenige Ausnahmen in der Straße Nummer Eins. Die neu Zugezogenen natürlich, die Jüngeren. Oder die Schriftstellerin Helga Schubert. Sie war schon damals Regimegegnerin. Ihre Nachbarn hat sie bei den Anti-SED-Demonstrationen im Herbst 1989 aber vergeblich gesucht. Dafür waren diese Nachbarn am 18. März 1990 alle wählen: Der ganze Stimmbezirk votierte fast geschlossen PDS. Straße Nummer Eins war eben ein Bonzenhaus.

Die schönste Stelle der ganzen Dokumentation ist die, als Helga Schubert über eine Wiese außerhalb der Stadtmauern schlendert. Endlich macht der Zuschauer einmal einen optischen Ausflug aus dem Grau der häßlichen Betonburg.

Das saftige Grün ist wie Urlaub für die Augen. Auch wenn sie ihre tragische Bespitzelung im Stasi-Staat schildert. Die hat 14 Jahre gedauert – von 1975 bis zum Zusammenbruch des Stasi-Staates.

Bei Erich Mielke galt Schubert als „feindlich-negative“ Kraft. Für sie war die DDR eine große „geschlossene Psychiatrie“.

Das kleine Fernsehspiel: „Straße Nummer Eins“ von Oliver Päßler, am 13. November, um 0.55 Uhr im ZDF

Viel Geld für einen noch besseren Ruf

»Berlin, Berlin, wir fahren nach Berlin« – Berlin-Tourismus-Marketing will mit Image-Kampagne mehr Hauptstadtbesucher anlocken

Von Patrick O'Brian

Wer hat nicht schon einmal den Satz „Ich will die WM-Stimmung aus dem letzten Sommer wiederhaben“ gehört? Damals hat alles gestimmt: die Atmosphäre, das Wetter, die Tore. (Zumindest bis zur Halbfinalbegegnung Deutschland-Italien.)

Die „Berlin Tourismus Marketing GmbH“ (BTM) möchte die positiven Emotionen, die Erinnerung an den Schwarz-Rot-Gold-Sommer jetzt nutzen. Unter dem Motto „Berlin, Berlin, wir fahren nach Berlin“ wirbt die Stadt um weitere Berlin-Besucher.

In der ersten Jahreshälfte stieg die Zahl der ausländischen Gäste um spektakuläre 22,5 Prozent auf 1,2 Millionen. Die Zahl der deutschen Gäste stieg um 4,2 Prozent auf 2,5 Millionen. Diese Traumzahlen wird die Stadt wohl im nächsten Jahr nicht mehr erreichen – der Imagekampagne zum Trotz. Denn ohne WM nützt die beste Werbung nichts.

Der BTM-Geschäftsführer Peter Nerger hat sich gleich gedacht, daß der Schlachtruf „Berlin, Berlin, wir fahren nach Berlin“ aussagekräftig ist. Jedenfalls sagte er bei der Vorstellung des Konzepts vorletzte Woche: „Schnell merkte ich aber, daß hinter dem Slogan viel mehr Substanz steckt.“ Komisch, daß dies dem Werbeexperten früher nie aufgefallen ist. Schließlich skandieren Fußballfans diesen Satz

> DFB-Pokal war offenbar unbekannt

seit Jahren – mit Blick auf das jährlich in Berlin ausgetragene DFB-Pokalendspiel, einen der Höhepunkte jeder Fußballsaison. Aber vielleicht ist Nerger ja kein Fußballfan und hat diesen Satz daher 2006 zum ersten Mal vernommen.

Die neue Kampagne richtet sich jedenfalls nicht an den Fußballfan, sondern an Kunst- und Kulturbeflissene und soll schwerpunktmäßig zu Ostern Gäste anlocken. Drei Millionen Euro will der Senat dafür ausgeben, Berliner Sponsoren sind aufgefordert sich zu beteiligen. Was die Anzeigenkampagne im Ausland den deutschen Steuerzahler kosten wird, darüber schweigt sich BTM aus.

Imagekampagnen von staatlichen Institutionen sind eine fragwürdige Angelegenheit und haben gerade in Berlin einen sauren Beigeschmack. Einerseits ist die Werbung für den Tourismusstandort Berlin richtig und wichtig – es hängen schließlich rund 200 000 Arbeitplätze an der Tourismusmetropole und Konferenzstadt Berlin.

Andererseits ist der Diepgen-Senat in den 90er Jahren Mal mit einer Imagekampagne für ein politisches Ziel (statt für ein gemeinnütziges) auf die Nase gefallen: der Fusion mit Brandenburg. Der Senat mußte seine „Aufklärungskampagne“ 1995 stoppen, als Klage gegen die Vergeudung von Steuergeldern eingereicht wurde. Die Fusion scheiterte später am Veto der Bürger.

Gleichzeitig mit der neuen Pro-Berlin-Kampagne stellte auch die Berliner S-Bahn ihren neuen Werbefeldzug vor. Es handelt sich um eine Anti-Kampagne. Sie soll Graffitisprayer und andere Wandalen von ihrem Tun abhalten.

S-Bahn-Fahrer werden jetzt darauf hingewiesen, daß es „voll uncool“ sei, wenn die Kosten für zerkratzte Scheiben und aufgeschlitzte Sitze auf den Fahrpreis aufgeschlagen werden müßten. Die blindwütigen Zerstörer werden sich das sicher zu Herzen nehmen.

Tatsache ist, daß der Gesamtschaden 2005 alleine in der S-Bahn fünf Millionen Euro betragen hat. U-Bahnen und Busse der Verkehrsbetriebe werden gesondert abgerechnet. Vor einem Monat wurden in einem Zug alle Scheiben zertrümmert. Die Täter wurden bislang nicht gefaßt. Hier besteht der wirkliche Handlungsbedarf, denn die Schmierfinken und Randalierer kommen meistens ungestraft davon.

> Graffiti-Sprayer als »uncool« bezeichnet

Daß Kampagnen nichts erreichen, es auch beim besten Willen nicht können, zeigt eine andere Aktion der Bundesregierung: In der zweiten Oktoberwoche kündigte Annette Schavan (CDU) eine Imagekampagne für die Hochschullandschaft der neuen Länder an.

Die Bildungsministerin möchte die Bevölkerungsabwanderung stoppen – auch die von Studenten. Dafür hat der Bund Geld. Gleichzeitig bestraft die Agentur für Arbeit diejenigen, die eine Arbeit andernorts ablehnen, indem es ihnen die Leistungen kürzt. Aber die Studenten versucht die Politik an einem Ort zu halten, an dem sie schlechtere Arbeitsbedingungen nach ihrem Studium haben. Sieht so „Politik aus einem Guß“ aus?

Frau Schavan sollte sich bei ihrem bayerischen „Parteifreund“ Edmund Stoiber erkundigen, was der „Bund der Steuerzahler“ Ende September über dessen Imagekampagne zur Fußball-WM gesagt hat. Die Steuerzahler-Lobbyisten warfen der Landesregierung Verschwendung in Millionenhöhe vor. Bayern hatte parallel zur offiziellen deutschen Imagekampagne einen eigenen Werbefeldzug gestartet.

Daß es auch günstiger geht, beweist der Stadtbezirk Kreuzberg-Friedrichshain. Der plant auch eine eigene Kampagne zur „Stärkung des Wirtschaftsstandorts“. Erstmal werden Vorschläge der Bürger gesammelt. Der beste wird prämiert – mit nur 500 Euro.

Zeitzeugen



Rudolph William Louis Giuliani (62) – Der republikanische US-Politiker wurde als umsichtiger Bürgermeister von New York nach den Terroranschlägen des 11. September bekannt. Schon mit dem Amtsantritt 1994 (Bürgermeister bis 2001) ging er konsequent gegen Gewalt und Vandalismus vor („Nulltoleranzstrategie“). New York wurde sicherer, die Kriminalitätsrate sank in acht Jahren um über 50 Prozent, ein wirtschaftlicher Aufschwung setzte ein.

Ronald B. Schill (47) – Der Ex-Innensenator von Hamburg erreichte mit seiner rechtskonservativen „Schill-Partei“ 2001 bei den Bürgerschaftswahlen aus dem Stand 19 Prozent der Stimmen. Er sprach sich schon vor Gründung der Partei (offiziell „Partei Rechtsstaatliche Offensive“) als „Richter Gnadenlos“ für harte Strafen aus – auch gegen Jugendliche sowie gegen Drogendealer.



Claudia Roth (51) – Auf das Rütli-Debakel reagierte die Grünen-Vorsitzende mit Kritik am politischen Gegner: „Mit ihrer Haltung hat sie (die CDU, Anm. d. Red.) eben jene Zustände, etwa die an der Berliner Rütli-Schule heraufbeschworen.“ Kritik an Multikulti verbat sie sich, Deutsch als Pflicht-Sprache auf Schulhöfen auch.

Hans-Christian Ströbele (67) – Der Vorzeige-68er setzt sich als grüner Rechtspolitiker (stellvertretender Fraktionsvorsitz) gegen die Strafverfolgung von Graffiti-Sprayern ein. Auch engagiert er sich für die Legalisierung von Cannabis: „Gebt das Hanf frei.“ Staatliche Interventionsmittel wie Abhörmaßnahmen („Großer Lauschangriff“) sind ihm ein Dorn im Auge. Engagement gegen Gewalt ist für Ströbele vornehmlich „Kampf gegen Rechts“.



Christian Pfeiffer (62) – Der Kriminologe und SPD-Politiker steht dem Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen vor und ist Hauptstichwortgeber in Fragen der Gewaltforschung. Von 2000 bis 2003 war Pfeiffer zudem Justizminister Niedersachsens. Er betont den Vorrang der Prävention im Kampf gegen Kriminalität, gilt als Gegner „autoritärer Erziehung“. Im Joseph-Fall im sächsischen Sebnitz stützte er die These einer „rechten Gewalttat“, es war aber, wie sich herausstellte, ein Unfall.

Tanzen in der Terrorschule

Wenn der Rütlischüler zum Regelfall wird

Von MARKUS SCHLEUSENER und SVERRE GUTSCHMIDT

Die Bäume vor der Rütlischule sind so gut wie entlaubt. Ansonsten hat sich nicht viel geändert seit dem letzten Frühjahr. Im März war das ganze Land geschockt, als Nachrichtenbilder vom Pausenhof der „Terrorschule“ gesendet wurden. Vorher hatten die Lehrer um Hilfe gebeten – Hilfe gegen ihre schwer gewalttätige Schülerschaft.

In einem ersten Anfall von Aktionismus wurden Polizeistreifen zur Rütlischule geschickt. Zudem besetzte Schulsenator Klaus Böger endlich den vakanten Posten des Schulleiters, des „schwersten Job Deutschlands“, wie die „Bild“-Zeitung damals meinte. Der neue Direktor Helmut Hochschild gab erst einmal eine Pressekonferenz – auch ein ganz und gar ungewöhnliches Ereignis.

Hochschild wurde der Öffentlichkeit als „Macher“ präsentiert. Als jemand, der „seine“ Hauptschule in Reinickendorf erfolgreich geführt habe. Trotzdem war von Anfang an klar, daß er nur eine Übergangslösung sein sollte. Immerhin: Es ist ihm gelungen, weitere Negativschlagzeilen zu unterbinden. Als vor drei Wochen die Herbstferien zu Ende waren, kam der nun „Neue“. Aleksander Dzembritziki war bisher an einer Hauptschule in Schleswig-Holstein.

Zwischen Singen und Sicherheitsdienst

Nur mit größtem Einsatz gelingt es den Lehrern die Lage unter Kontrolle zu halten. Für die friedlicheren Schüler gibt es ein Sing- und Tanzprogramm, mit dem Schüler inzwischen schon einmal öffentlich aufgetreten sind. Um die weniger ruhigen Schüler, vor allem arabischstämmige Grobiane („Ey, Alter, ich hau dich Fresse“) kümmern sich drei Sozialarbeiter und ein privater Wachschutz, der durch die Schule patrouilliert.

Die Gewalt sei noch immer da, berichtete Vorgänger Holzschild zum Abschied – wieder gab es eine Pressekonferenz. Und auch sein Nachfolger Dzembritzki bestätigt, daß „aufwendig inszenierte Vier-Wochen-Projekte wie Musicals kein Rezept auf Dauer“ seien. Vom Senator verlangte er, die Presse von der Schule fernzuhalten. Niemand soll erfahren, was in der Rütli vor sich geht. Damit steht die Schule wieder genau an der Stelle, an der die Lehrer vor Monaten ihren Brandbrief formuliert haben. Der Unterschied besteht darin, daß die Stadt jetzt höhere Kosten für Sozialarbeiter und Wachleute hat.

Berlin setzt sich also nur theoretisch mit neusten Forschungsergebnissen zur Gewalt an der Schule auseinander, veröffentlicht Richtlinien und wissenschaftliche Texte. Praktische Erziehung kann so nicht greifen. Ein Richtungswechsel hin zu einer verbindlichen Ordnung für alle ist angesichts der allgegenwärtigen ideologischen Denksperren offenbar nicht mehr vorstellbar.

Daß „Motivation zum Lernen und Regelneinhalten“, wie es im Rütli-Schul-Deutsch heißt, gerade bei Schulverweigerern erzwungen und nicht nur freiwillig mit Sozialarbeiterhilfe aufgebracht werden kann, geht aus den pädagogischen Projekten seit den fatalen Tagen im Frühjahr nicht hervor. Zielgerichtete Prävention findet wenig statt. „Die Wirklichkeit scheitert oft daran, daß die Jugendlichen, die am dringendsten eine Hilfe nötig hätten, durch das Netz schlüpfen und die Behörden

Intensivtäter geben den Ton an

nicht gut zusammenarbeiten“, so der Tübinger Kriminologe Hans-Jürgen Kerner zum Thema Jugendgewalt allgemein. „Wenn man in einer Gruppe ist, steigt die Gewalt“, so Kerners Beobachtungen.

Diese Gruppen Jugendlicher erfahren seitens der Politik kaum Grenzen mehr – die Rütli-Schule ist da kein Einzelfall. Die vor allem von Integrationsunwilligen dort herbeigeführten Zustände zeigen, was auch Kriminologen des oft zitierten Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) sowie die Beobachtungen der neuen Shell-Studie „Jugend 2006“ bestätigen: Die Art der Straftaten hat sich massiv verändert, nicht so sehr die Menge. Entscheidend ist somit, daß Hemmschwellen sinken.

Laut Shell-Studie gaben bei bundesweiten Befragungen 22 Prozent der Schüler aller Schulformen an, in den letzten zwölf Monaten in eine Schlägerei verwickelt gewesen zu sein. „Im Zusammenhang betrachtet sind darüber hinaus statistisch signifikant und überproportional häufig Hauptschüler sowie Jugendliche, die befürchten, den angestrebten Schulabschluß nicht zu erreichen, in Schlägereien verwickelt“, so das Papier.

Unter den derart auffälligen Jugendlichen sind die ausländischen häufiger, als es ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung entspricht. Zirka zehn Prozent der unter 25jährigen haben eine ausländische Staatsangehörigkeit. Unter allen ausländischen Verurteilten sind über 32 Prozent unter 25 Jahre alt, bei Körperverletzung sogar 47 Prozent. Mit „Diskriminierung“ lassen sich diese Mißverhältnisse kaum erklären, auch wenn die Shell-Jugend-Studie dies nahe legt: „Des Weiteren handelt es sich (bei in Schlägereien Verwickelte, Anm. d. Red.) überproportional häufig um Jugendliche, die sich wegen ihrer Nationalität oder auch wegen ihres Alters oft diskriminiert fühlen.“

Sicher ist Verständnis für „Ausgrenzungserfahrungen“, auch soziale, wie Jugendforscher sie attestieren, gefordert. Nur was ist mit den Intensivtätern, die nicht nur statistisch durchs Raster fallen? – sie sind und bleiben eine Minderheit und können doch eine Schule, vielleicht sogar eine Schulform wie die der Hauptschule kippen, wenn ihnen nichts entgegengesetzt wird.



Gewalt als Spaß: Prügelszene fürs Handy inszeniert. Foto: vario press



Im Irrgarten der Kriminalstatistik

Körperliche Übergriffe im öffentlichen Raum nehmen laut Polizeilicher Kriminalstatistik zu: Körperverletzungen insgesamt um vier Prozent von 2004 auf 2005.

Nicht etwa sensibler gewordene Bürger, die häufiger Straftaten anzeigen, oder mehr Polizeipräsenz bringen dieses Ergebnis hervor – es ist schlicht wahrscheinlicher, „eins auf die Schnauze“ zu bekommen. Schaut die Polizei per Video genauer hin, offenbart sich zudem ein Dunkelfeld: Auf der Hamburger Touristenmeile Reeperbahn beispielsweise ließen angebrachte Kameras die Zahl der offiziellen Körperverletzungsfälle in einem halben Jahr um 16 Prozent steigen.

Weniger Jugendstraftaten, mehr Gewalt

Jugendstraftaten nehmen laut offizieller Polizeilicher Kriminalstatistik 2005 dagegen ab. Im Vergleich zum Vorjahr um mehr als zehn Prozent bei den unter 14jährigen, vier Prozent bei Jugendlichen von 14 bis 18 Jahren und wenigstens ein Prozent bei den sogenannten Heranwachsenden (bis 21 Jahre). Der Anteil der 21jährigen und Jüngeren an allen Straftaten beträgt zusammen 27,5 Prozent. Viele der dabei erfaßten Delikte sind jedoch geringfügiger Natur und außerdem Kontrolldelikte. Das heißt: Wo Polizei abgebaut wird oder nicht schwerpunktmäßig ermittelt, kann die allgemeine Jugendstrafstatistik zurückgehen. Nur ein Blick auf bestimmte Deliktbereiche sagt etwas über tatsächlich für die Innere Sicherheit relevante Taten von Jugendlichen aus.

Besonders bei Körperverletzungsdelikten fallen sie statistisch auf. Bei gefährlicher und schwerer Körperverletzung auf Straßen, Wegen oder Plätzen war 2005 jeder zweite Verdächtige ein Jugendlicher. Bei den weniger schweren Tätlichkeiten ist der Jugendlichenanteil nur deswegen geringer, weil diese anders bewertet, sprich seltener zur Anzeige gebracht werden, besonders wenn keine Erwachsenen beteiligt sind. Jugendliche sind statistisch nämlich öfter Opfer körperlicher Gewalt, als es ihrem Bevölkerungsanteil entspricht. Auch weist die offizielle Statistik bei Jugendlichen mehr gemeinschaftlich begangene Körperverletzung aus als bei Erwachsenen. *A.S.*

Immer wieder samstags

Subjektives Sicherheitsempfinden: Ein Opferbericht

Ein verregneter Oktobersamstag. Eine Frau wartet auf den Bus. Vor ihr, ein breitschultriger junger Mann, schiebt sich im Gedränge heran. Enge – eine alltägliche Situation. Sie wird in Kürze zur Lehrstunde in Sachen „subjektives Sicherheitsgefühl der Bevölkerung“.

Die Frau spricht den Mann über dessen Rücken an: „Entschuldigen Sie, ich brauche auch Platz.“ Pöbelnd dreht sich der Mann um. Er beschimpft die Frau. Beide steigen in den Bus, steigen wieder aus, solange herrscht Ruhe – Endhaltestelle, S-Bahnhof. Der Mann schimpft laut. Die Frau schweigt, duckt sich aus dem Bus, Fahrgäste huschen teilnahmslos vorbei. Die Frau sagt schon lange nichts mehr, will weg. Der Fremde folgt ihr, sein gebrochenes Deutsch hallt über den Vorplatz des Bahnhofs: „Das nächste Mal, das nächste Mal“ – er geht.

Ein Monat später, die Zufallsbegegnung wiederholt sich. Die Frau ist diesmal nicht allein. Ohne Anlaß fängt der damals schon Ungehaltene wieder an zu pöbeln, umkreist die Frau und ihren Bekannten, die versuchen, ihm auszuweichen. Dann greift er an, mit der Faust, boxt die Frau, ihr Begleiter geht dazwischen, die Faust des Mannes trifft ihn ins Gesicht, im Bahnhof. Leute gehen schnell vorbei, die S-Bahn kommt, der Schläger steigt ein – ist verschwunden.

Die Zwei gehen zur Notrufsäule, es dauert, bis sich jemand meldet. Ein Zug nach dem anderen fährt ein und aus. Eine Polizeistreife soll kommen – nicht von der nahen Wache, sondern Bundesgrenzschutz (BGS), der für die S-Bahn zuständig ist. Warten, elendig lang, dann an einer entfernten Treppe zwei Uniformierte, ihnen abgewandt. „Sie müssen sich ja mal bemerkbar machen“, so die Beamten. „Was sollen wir machen“, fragt die Frau, „Anzeige erstatten?“. Schulterzucken bei den Polizisten. „Was würden sie handeln?“ – keine Antwort. Beim Bundesgrenzschutz angekommen, geben die Beamten die Daten der Geschädigten in einen uralten Rechner ein.

Am nächsten Tag erhalten die beiden Einsicht in eine Datei – getrennt. Bilder über Bilder sind zu sehen, „der könnte es sein“. „Könnte? – das reicht nicht, Sie müssen sich mindestens zu 90 Prozent sicher sein, sonst tut der Staatsanwalt nichts“, sagt der Polizist. Die Frau und der Mann seien sich sicher, müssen sie sagen, damit etwas passiert.

Wochen vergehen. Die dem Tatort nahe Wache, eigentlich nicht zuständig, meldet sich: Man habe den Täter ermittelt, aber er benutze verschiedene Namen. Monate später ein Termin. Ein weiterer Name für den Täter fällt. Diesmal werden die Zwei zur Hauptermittlungsstelle des BGS gebeten. Ein Beamter zeigt undeutliche Aufnahmen vom Bahnsteig, auf dem der mutmaßliche Täter einstieg: „Nur wenn der Zug an oder abfährt, sind die Kameras auf den Bahnsteigen an.“ Der Gesuchte tat niemanden den Gefallen einzusteigen, während der Zug anfuhr.

„Puzzlearbeit“, nennt der Ermittlungsbeamte sein Tun. „In vier S-Bahnzügen haben wir innen Kameras – hilfreich, wenn man die afrikanischen Diebe identifizieren will, wie sie Fahrgäste ausrauben. Wenn es in allen Zügen Kameras gäbe, hätten wir mehr Erfolge.“ Doch die Überwachung sei gerade Politikern nicht geheuer.

Ein Jahr vergeht, der Täter ist bekannt, sein Wohnort ermittelt – das Gericht läßt auf sich warten. Als es nach weiteren Monaten zur Verhandlung kommt, wartet auf die Zwei eine peinliche Begegnung mit dem Peiniger, doch der Ermittelte ist nicht der Täter. Eine Gegenüberstellung hätte diese noch peinlichere Situation verhindert – hätte. Die Richterin lobt die zwei Zeugen. Er ist hingegen noch da draußen, fährt samstags Bus, und die Polizei hat kein Personal auch nur an einem Samstag eine Streife auf den S-Bahnhof zu schicken. *SV*

Deutsches Engagement zu schwach

Königsberger Gebiet erlebt einen Wirtschaftsaufschwung sondergleichen – ohne deutsches Geld

Von Markus Schleusener

Swetlana Kolbanjowa ist in einem Altbau großgeworden, einem deutschen Haus in Königsberg. Schon ihre Mutter betrachtete Ostpreußen als ihre Heimat, und Swetlana Kolbanjowa tut dies auch. Aber sie leugnet die deutschen Wurzeln ihrer Heimatstadt nicht. Die russische Fernsehjournalistin sagt über sich selbst: „Ich habe mir das bürgerliche Erbe der Stadt selbst angeeignet."

Auch über die Vertreibung spricht sie in klaren Worten. „Dieser schreckliche Teil der ostpreußischen Geschichte ist noch längst nicht aufgearbeitet, das steht auch Königsberg noch bevor", stellt sie fest. Jedoch: „Heute können wir endlich unverkrampft darüber sprechen, wie es weitergeht."

Darüber sprechen, wie es mit Königsberg und mit Ostpreußen zwei Jahre nach der EU-Osterweiterung weitergeht – das war das Thema auf einer Podiumsdiskussion in Berlin am Montag. Darüber wurde in einer offenen Art debattiert, wie es sie kaum je zuvor gegeben hat. Keine gegenseitigen Beschuldigungen, kein Mißtrauen, keine Revanchismus-Vorwürfe.

Ausgerechnet in der Landesvertretung von Brandenburg trafen Russen und Deutsche aufeinander. Den Anfang machte ein Vertreter des Landes Brandenburg, der die Runde als einer von wenigen politisch korrekt eröffnete, indem er von „Kaliningrad" statt Königsberg sprach.

Ihm folgte Wladimir Kuzin, der stellvertretende Wirtschaftsminister des Königsberger Gebiets. Der Russe sprach über das überdurchschnittliche Wirtschaftswachstum seiner Region. Seit dem Jahr 2000 (992 Euro pro Kopf) hat sich das Bruttoinlandsprodukt mehr als verfünffacht (2005: 5080 Euro).



Belebtes Straßenbild: Die Menschen profitieren vom wachsenden Wohlstand. Foto: pa

Aber: „Die EU tut nichts, um ihre Märkte zu öffnen. Ich rede gar nicht von einer Eingliederung, sondern von freiem Handel." Kuzin ist sauer und sagt dies auf wenig diplomatische Weise. Solange sie Rohstoffe exportieren, würden keine Fragen gestellt. Aber sobald es etwas anderes sei, würden Standards verlangt.

Die Freizügigkeit, die die Königsberger bis 2004 gegenüber Litauen und Polen genossen hätten, sei mit dem EU-Beitritt weggefallen. Die Russen hätten die EU-Regeln akzeptiert, würden aber nicht integriert. So sei es nicht mehr erlaubt, russisches Vieh nach Königsberg zu transportieren. Dann schildert Kuzin die Vorteile der russischen Sonderwirtschaftszone: Investoren würden eine Steuerbefreiung für die ersten sechs Jahre ihrer Anwesenheit am neuen Standort erhalten. Weitere sechs Jahre zahlten sie nur den halben Steuersatz. Und wenn sie Land pachteten statt zu kaufen, dann dürfe der Eigentümer die Pachtgebühr in den ersten Jahren nicht erhöhen. Mehr könne ein Unternehmer eigentlich nicht erwarten.

In dieselbe Kerbe schlägt Kuzins Landsmann Sergej Bulytschow. Der ehemalige Oberst ist Chef der Putin-Partei „Einiges Rußland" im Königsberger Gebiet und Parlamentspräsident seit der Wahl am 12. März dieses Jahres.

Bulytschow und Kuzin sehen aus wie die russische Ausgabe der Kaczynski-Zwillinge. Zwei große, kräftige Kerle mit Glatze und einem Gesicht, das fragt: „Wo steht der Wodka?"

Dann spricht wieder ein Deutscher, Guido Herz, der Generalkonsul in der ostpreußischen Hauptstadt. Er spricht über Vorurteile, mit denen er ins nördliche Ostpreußen gekommen sei und darüber, daß Königsberg gemessen an den Ausgangsvoraussetzungen eine „Erfolgsstory" sei. „In der Stadt herrscht Arbeitskräftemangel." Dazu paßt die Meldung, daß die Immobilienpreise in Königsberg inzwischen zu den höchsten in der gesamten Russischen Föderation gehören.

Neben einem Zuzug von Arbeitskräften wünscht sich Stephan Stein, Vertreter der Handelskammer Hamburg in Königsberg, auch mehr Engagement der deutschen Wirtschaft. Das Investment der Polen ist zehnmal so groß wie das deutsche. Auch die Engländer und die Litauer sind stärker als Deutsche in Nord-Ostpreußen vertreten. „Es gibt eine Menge Mittelständler, die haben einfach Angst vor einer so großen Investition", fürchtet Stein. Denn um sich in der Sonderwirtschaftszone anmelden zu können, muß eine Firma mindestens 150 Millionen Rubel (zirka vier Millionen Euro) investieren.

Dazu kommt der Arbeitskräftemangel. Auf dem Land braucht es ein Investor auch nicht zu versuchen. Stein hat Beispiele parat: Die meisten Leute, die in Frage kämen, kennen seit 15 Jahren nur noch ein Werkzeug, kritisiert er: „Und das ist die Wodkaflasche." Es hat sich eben nicht jeder der Neuankömmling das Erbe der Preußen angeeignet wie Swetlana Kolbanjowa.

Polen verweigert Weiterfahrt

Im deutsch-polnischen Verhältnis drohen neue Verstimmungen. Für die Zugverbindung auf der alten Ostbahn von Berlin-Lichtenberg in die polnische Grenzstadt Küstrin stehen die Signale bald auf Rot. Zum Fahrplanwechsel am 10. Dezember könnten die Züge auf der einzigen im Stundentakt betriebenen Linie von Berlin nach Polen zwangsweise am deutschen Grenzbahnhof Küstrin-Kietz enden. Zu diesem Zeitpunkt übernimmt die private „Niederbarnimer Eisenbahn" (NEB) die bisher von der Deutschen Bahn betriebene

Problem seit über einem Jahr ignoriert

Strecke. „Das Warschauer Eisenbahntransportamt UTK erteilte uns bis heute keine Genehmigung", sagte der Geschäftsführer der „NEB Betriebsgesellschaft mbH". Trotz anderthalbjährigem Schriftwechsel mit dem Warschauer Amt gibt es bisher keine Zulassung.

Die Warschauer Behörde verweist darauf, daß die einschlägigen deutsch-polnischen Verträge bisher nur die polnische Staatsbahn PKP und die Deutsche Bahn anführen.

Von einer Kappung der Linie wären nicht nur deutsche Tagesausflügler zum Grenzbasar betroffen. Vor allem Polen nutzen nach Bröckers Angaben die gut 80 Kilometer lange Direktverbindung nach Berlin. Für sie ist Küstrin, wo Züge unter anderem aus Landsberg an der Warthe und Grünberg ankommen, ein wichtiger Umsteigebahnhof auf dem Weg in die deutsche Hauptstadt. *ddp*

»Gott Mutter im Himmel«

Politisch korrekte Bibel folgt Zeitgeist

Von Bernhard Knapstein

Wie ist es zu bewerten, wenn in einer neuen Bibelfassung das christliche Kerngebet „Vater unser" mit den Worten „Du, Gott, bist uns Vater und Mutter im Himmel ..." beginnt? Eine Frage mit der man sich beschäftigen darf, denn sie ist Realität geworden. Die Bibel, deren Inhalt die Lebensführung von Menschen weltweit beeinflußt, ist neu übersetzt und inhaltlich verändert worden. Über fünf Jahre haben 52 Theologen an der politisch korrekt veränderten, alternativen Bibelfassung gearbeitet. Im Oktober dieses Jahres ist das 2400 Seiten umfassende Werk nun erschienen.

Die neuen Übersetzungen weichen von dem überlieferten Urtext ab. Die Unterschiede etwa zur deutschen Luther-Bibel sind dabei erheblich. „Brüder" werden zu „Geschwister", der „Herr" wird zu „die Lebendige". Und dort, wo Jesus von Nazareth in der Bergpredigt mit „Ich aber sage Euch ..." anhebt, heißt es in der jüngsten Fassung „Ich lege Euch das heute so aus ..."

Die Verweiblichung Gottes und der unterstellt vermittelnde Tonfall der Worte Jesu sind durchaus gewollt, denn eine vermeintliche Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern und die Überwindung der christlich-jüdischen Klüfte waren die Vorgaben der Autoren.

Der evangelische Theologe Frank Crüsemann von der Universität Bonn hat an der Übersetzung mitgewirkt. „Gott ist weiblicher, als man glaubt", rechtfertigt er das Projekt. Sein Kollege Klaus Kirchhoff erklärt zwar, die Übersetzer schlössen „damit eine Lücke in der Reihe der Bibelübersetzungen". Dennoch räumt er ein, daß die politische Korrektheit zu deutlichen Eingriffen in den Text nötige.

Die mehrheitlich von Protestanten zusammengeschriebene und federführend von der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau vorgelegte Bibelfassung stößt in der katholischen Kirche auf nahezu einhellige Ablehnung. Die Ablehnung des Eingreifens in das „Wort Gottes" ist so eindeutig, daß eine öffentliche Debatte über die Bibel in gerechter Sprache schlicht nicht stattfindet. Eine Haltung, für die man durchaus Verständnis aufbringen kann. Es ist in der Tat fraglich, ob die Evangelische Kirche sich mit der Alternativ-Bibel einen Gefallen getan hat. „Die Neuübersetzung liefert sich dem Zeitgeist aus. Es ist ein Dokument des sich aushöhlenden Protestantismus", erklärte der Tübinger Alttestamentler Bernd Jankowski gegenüber „Radio Vatikan".

Hier wird die Auslegung in die Bibel gepackt, Quelle durch Deutung ersetzt. Ein für das Christentum gefährliches Unterfangen, denn es geht davon aus, daß der „Heilige Geist" die Feder der Chronisten geführt hat. Die Texte der Bibel sind damit nicht die Worte der Autoren, sondern das Wort Gottes. Eine Glaubensgemeinschaft, die ihren Gott dem Zeitgeist unterwirft, kann für sich nicht mehr den Anspruch der Glaubwürdigkeit erheben. Sie führt sich ad absurdum.

Man darf gespannt sein, wann die theologische Revolution fortgesetzt wird und eine emanzipierte Kinderbibel erscheint.

Gedanken zur Zeit:

Bloß nicht die Bürger fragen

Von Wilfried Böhm

Unter der Platitude „Gemeinsam gelingt Europa" stand eine sonntägliche Sondersitzung der Bundesregierung in Berlin, die der Vorbereitung der deutschen Präsidentschaft in der Europäischen Union (EU) im ersten Halbjahr 2007 diente. Die Große Koalition bekannte sich dabei „klar zur EU-Verfassung" und nahm sich vor, „ihr Möglichstes zu tun, um den Verfassungsprozeß voranzutreiben".

Diese Möglichkeiten könnten sich sehr bald als sehr beschränkt erweisen. Hatte sich doch wenige Tage vor der Berliner Kabinettssitzung der Bundesverfassungsrichter Siegfried Broß als Berichterstatter des Zweiten Senats des Bundesverfassungsgerichts in seiner Stellungnahme zu einer Verfassungsbeschwerde des CSU-Bundestagsabgeordneten Peter Gauweiler in Gegensatz zu einer vorausgegangenen Forderung von Bundestag und Bundesregierung gesetzt, die Klage Gauweilers abzuweisen. Das Bundesverfassungsgericht hat nämlich wegen der anhaltenden europäischen Diskussion über die Änderung der EU-Verfassung eine Entscheidung über die von Bundestag und Bundesrat beschlossene „Verfassung für Europa" getroffen. Bundespräsident Köhler hatte bereits im Sommer 2005 dem Gericht zugesagt, vor einer Unterzeichnung des Ratifizierungsgesetzes die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts abzuwarten.

Gauweilers Klage zur EU-Verfassung wurde ausgesetzt

Unter Hinweis auf das Scheitern der Volksabstimmungen in Frankreich und den Niederlanden und „der Absicht der EU, während des deutschen Ratsvorsitzes im ersten Halbjahr 2007 einen Fahrplan vorzulegen, wie ein – möglicherweise veränderter Vertrag unter neuem Namen bis 2009 in Kraft treten kann" sieht Bundesverfassungsrichter Broß für eine Entscheidung über die Verfassungsbeschwerde Gauweilers „gegenwärtig keine Priorität". Damit stoppte der Verfassungsrichter die Ratifizierung des EU-Verfassungsvertrages durch Deutschland auf unbestimmte Zeit. Die sogenannte „EU-Verfassung" war an den Völkern Frankreichs und der Niederlande gescheitert, die mit Mehrheiten von 55 und fast 62 Prozent in Volksabstimmungen die Ratifizierung abgelehnt hatten.

In Deutschland selbst war jede Diskussion über eine Volksabstimmung zu diesem Thema als politisch „nicht korrekt" abgeblockt worden, obwohl es im Artikel 20 des Grundgesetzes heißt: „Alle Macht geht vom Volk aus. Sie wird ... in Wahlen und Abstimmungen ... ausgeübt." Während Wahlen im Grundgesetz geregelt sind, gibt es in der Tat keine weiterführenden Regelungen zu Volksabstimmungen auf Bundesebene, allerdings sind sie auf Landesebene durchaus möglich, und es hat sie auch gegeben. Verschiedene Versuche, Volksabstimmungen auf Bundesebene möglich zu machen, scheiterten bisher. Es liegt jedoch auf der Hand, daß dann, wenn die Bundesrepublik Deutschland Souveränitätsrechte auf ein ihr übergeordnetes Staatswesen, wie in diesem Fall auf die „Europäische Union" mit eigener Verfassung, übertragen, also wesentliche Rechte ihrer selbst aufgeben will, die Verweigerung einer Volksabstimmung und somit der Entscheidung des Souveräns darüber demokratischem Selbstverständnis eklatant widersprechen würde.

Chance zum eindeutigen Ja zur Demokratie

Das Bundesverfassungsgericht hat mit der erwähnten Erklärung seines Berichterstatters des Zweiten Senats Broß die Chance zu einer historisch wichtigen Entscheidung für die Zukunft der Rechtsstaatlichkeit und Demokratie in Deutschland und Europa eröffnet, die verantwortungsbewußt genutzt werden sollte.

Gauweiler hat richtig gegenüber der „Süddeutschen Zeitung" die Erklärung des Bundesverfassungsgerichts als einen „wichtigen Teilerfolg" für sich bezeichnet und alle Beteiligten mit Blick auf den Verfassungsprozeß „zum Innehalten" aufgefordert, weil „die europäische Integration schon seit dem Vertrag von Maastricht 1992 auf dem Holzweg" geraten sei.

Der „Welt" sagte Gauweiler, seine Verfassungsbeschwerde „habe Deutschland vor dem Irrweg bewahrt, die Ratifizierungsurkunde zur EU-Verfassung auszufertigen und zu hinterlegen", und das sei „rechtzeitig vor der Übernahme des deutschen Ratsvorsitzes" geschehen.

Gründe, zu dieser Auffassung zu gelangen, gibt es nach Ansicht Gauweilers genügend: der mangelnde Grundrechtsschutz der Bevölkerung gegenüber Rechtsakten der EU, mangelnde demokratische Legitimierung, Verletzung der Wirtschaftsverfassung des Grundgesetzes und der rechtsstaatlich ungenügende EU-„Gerichtshof".

Ehe sich die Bundesregierung zum Vorreiter einer zum Scheitern verurteilten EU-Verfassung macht, sollte sie die durch die gegenwärtigen Mehrheitsverhältnisse einer Großen Koalition sich bietenden Möglichkeiten nutzen und bei einer dringend notwendigen Reform des deutschen Föderalismus wirkliche „Größe" zeigen. Wenn sie den Europäern beweisen kann, daß sie im eigenen deutschen Land in der Lage ist, aus 16 Bundesländern, die sich als Staaten gerieren, acht leistungsfähige Länder mit gestraffter Verwaltung zu machen, dann gewinnt sie auch bei den Europäern, die sich über diese gegenwärtigen deutschen Zustände kopfschüttelnd amüsieren, Glaubwürdigkeit bei europäischem Bemühen.

Ein forciertes Vorgehen in Richtung auf eine Verfassung für ein „Europa" mit 25 und mehr Mitgliedsstaaten wird mit ziemlicher Sicherheit gegenwärtig zu erheblichen Blessuren führen: für die Bundesrepublik Deutschland und nicht zuletzt für ihre Bundeskanzlerin, die EU-Ratspräsidentin im kommenden Jahr.

Quittung für Selbstbetrug

Jahrelang wurden echte Reformen in Ungarn verschoben, jetzt herrscht Groll

Von R. G. KERSCHHOFER

Die Demonstrationen gegen die links-liberale ungarische Regierung gehen weiter – allerdings sind sie derzeit nicht spektakulär genug, um für die Welt interessant zu sein. Ministerpräsident Gyurcsány muß also keinen Druck von außen befürchten und kann sogar hoffen, daß die kalte Jahreszeit für „Beruhigung" sorgen wird. Das ändert natürlich nichts an den von ihm getroffenen wirtschaftspolitischen Maßnahmen, die für die meisten Ungarn deutliche Verschlechterungen ihrer Lebensumstände bringen und Hauptursache der Unruhen sind – das Bekanntwerden von Gyurcsánys „Lügen-Rede" war nur der zündende Funke.

Ist nun die wirtschaftliche Lage tatsächlich so schlecht, wie es die Unzufriedenheit der Bevölkerung zum Ausdruck bringt? Wenn ja, wer oder was ist schuld daran? Und wenn nein, wer oder was trägt zur Eskalation bei? Rein statistisch betrachtet steht Ungarn gar nicht so schlecht da: Mit einer Arbeitslosenquote von 7,6 Prozent (September 2006) liegt Ungarn besser als der EU-Durchschnitt und mit einer Staatsschuldenquote von derzeit rund 60 Prozent ebenfalls besser als der EU-Durchschnitt und auch besser als Deutschland und Österreich. Beim Brutto-Inlandsprodukt pro Kopf erreicht Ungarn zwar nur etwas mehr als ein Drittel des EU-Durchschnitts, unter den „Reformstaaten" wird es aber einzig von der Tschechei übertroffen. Beim Wirtschaftswachstum liegt Ungarn mit rund vier Prozent über dem EU-Durchschnitt, doch hinter anderen Reformstaaten.

Allerdings muß man überall das Wörtchen „noch" hinzufügen, wie sich an der Inflationsrate zeigt: Im April lag sie mit 2,4 Prozent noch auf EU-Durchschnitt, dank der verordneten Steuer- und Gebührenerhöhungen liegt sie mittlerweile bei sechs Prozent oder darüber. Aus dem gleichen Grund ist mit sinkendem Wirtschaftswachstum und steigender Arbeitslosigkeit zu rechnen. Ganz besonders schlecht steht Ungarn mit der Netto-Neuverschuldung des Staatshaushalts da: Die soll laut Regierung zwar von derzeit elf Prozent bis 2008 auf 3,1 Prozent gesenkt werden, der Internationale Währungsfonds hält dies aber für völlig unrealistisch.

Ein großes Problem ist die Schattenwirtschaft, die auf 20 Prozent geschätzt wird. Nun ist es zwar angenehm, Schwarzarbeit in Anspruch zu nehmen, und für gefragte Berufe wie Handwerker oder Ärzte ist es nicht minder angenehm, am Fiskus vorbei Geld zu verdienen. Der Normalverbraucher aber, der ein zweites oder gar drittes Einkommen braucht, weil er mit dem offiziellen nicht auskommt, ist schlechter dran – von Rentnern ganz zu schweigen. Denn was dem Staat bei Sozialversicherung und direkten Steuern entgeht, schlägt als niedrigere Sozialleistungen, höhere indirekte Steuern und Gebühren – und höhere Inflation wieder zurück.

Die Schattenwirtschaft ist natürlich nicht über Nacht entstanden: Schon der „Gulasch-Kommunismus" beruhte darauf, daß man kleine Freiheiten einschließlich „privater Handelsreisen" ins westliche Nachbarland zuließ. Nach der Wende ging eine im Grunde „populistische" Politik weiter, auch unter „bürgerlichen" Regierungen. Und die Ungarn kriegen heute eben die Rechnung präsentiert für jahrzehntelangen Volksbetrug – und Selbstbetrug.

Ungarn ist rohstoffarm und auch im Energiebereich stark importabhängig. Die hohen Energiekosten und die drastisch gestiegenen Mieten bewirken, daß man sich bei kleineren Gehältern außer „Wohnen" fast nichts mehr leisten kann. Arge Enttäuschung resultiert auch aus den von der Politik grob fahrlässig bis betrügerisch geweckten EU-Erwartungen, was besonders auf die Landwirtschaft zutrifft: Von den Subventionen profitieren nur die Großbetriebe, während die Kleinbauern hoffnungslos in der Schuldenfalle sitzen.

Aufgeheizt ist die Stimmung der Bevölkerung heute vor allem durch die wachsende Kluft zwischen Arm und (Neu-)Reich. Gyurcsány ist ein lebendes Symbol dafür, denn wie kann ein einstiger KP-Jugendfunktionär quasi über Nacht zu einem der reichsten Männer des Landes werden? Wie in den anderen Reformstaaten waren die alten Kader Hauptprofiteure der Privatisierung – und als geläuterte „Sozialisten" oder „Liberale" sind sie heute neuerlich an der Macht. Selbst die Methoden des Machterhalts erinnern mehr und mehr an „alte Zeiten", wie sich zuletzt am Vorgehen der Polizei und am Umgang mit den Medien zeigte. So kann es nicht verwundern, daß sogar die „Internationale Gesellschaft für Menschenrechte" ihre „Besorgnis" über die Entwicklung in Ungarn ausdrückte.



Halt Stop: Ungarn wehren sich gegen den Verfall ihres gerade erlangten Wohlstandes. Foto: Reuters

Dubiose Sonderwirtschaftszone

In Budapest hat sich eine Art chinesischer „Sonderwirtschaftszone" entwickelt. Nicht ein „Chinatown" im klassischen Sinn, vielmehr sind es mehrere Gebiete auf der Pester Stadtseite, wo sich ein chinesischer Betrieb an den anderen reiht. Dort ist alles zu kaufen – Billigstprodukte und Luxuswaren, Imitate und Originale, ein einzelnes Hemd oder gleich ein ganzer Container davon. Manches wird auf verschlungenen Wegen weiterexportiert.

Es begann bereits vor der Wende, als Ungarn die Visa-Erteilung liberalisierte. Nach der Wende wurden die Areale stillgelegter Betriebe von Chinesen (und anderen Ostasiaten) neu besiedelt. Es ist nicht bekannt, wie viele Menschen dort tätig sind, denn hinter jeder „Identität" können mehrere physische Personen stehen. Die Behörden hätten auch kaum die Möglichkeit durchzugreifen, denn es herrscht das „Gesetz des Schweigens". Abgesehen davon sind schlechtbezahlte Gesetzeshüter für „kleine Gefälligkeiten" empfänglich. Wer Budapest besucht, kriegt von all dem nichts mit, für die Ungarn aber ist es ein Ärgernis, das zur Mißstimmung beiträgt. *RGK*

Wo meine Heimat ist

Nachdenkliches zu den eigenen Wurzeln und der eigenen Identität

Von H.-J. MAHLITZ

Heimat – was ist das? Der Ort, da ich geboren bin? Oder aufgewachsen, zur Schule gegangen? Wo ich später meinen beruflichen oder familiären Lebensmittelpunkt fand? Oder einfach da, wo ich mich wohlfühle, wo ich gern bin – und gern bleibe? Oder gar – totaler Kontrast – da, wo ich bleiben wollte, aber nicht durfte, von wo man mich verjagt, vertrieben hat?

Letzteres, so scheint es, sollte die Definition eines aus seiner Heimat Vertriebenen sein, zum Beispiel des Heimatvertriebenen Wilhelm v. Gottberg. Der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, dieser auch „60 Jahre danach" noch recht lebendigen Schicksalsgemeinschaft, nutzte kürzlich einen Vortrag bei der Publizisten- und Historiker-Arbeitsgemeinschaft „Stimme der Mehrheit", um sich dem Thema „Heimat" auf sehr persönliche Weise zu nähern: Er sprach nicht über „die" Heimatvertriebenen an sich und als solche, sondern erzählte von seinem und seiner Familie Schicksal. Und so manch einer im Auditorium, der vielleicht eher auf eine streng sachliche, wissenschaftlich fundierte und damit eher etwas trockene Vorlesung über das Abstraktum „Heimat" (unter besonderer Beachtung der aus derselben Vertriebenen) eingestellt war, sah sich unverhofft veranlaßt, einmal über sich selber nachzudenken: Was und wo ist eigentlich meine Heimat? Habe ich überhaupt eine Heimat, oder bin ich womöglich zwar nicht heimatvertrieben, aber doch heimatlos?

Wilhelm v. Gottberg über seine Familie

So zum Beispiel sieht mein persönliches Schicksal aus: die Familie in Düsseldorf ansässig, vereinzelte Spuren verweisen ins Niederrheinische, andere verlieren sich über die Generationen im deutschen Osten. Die rheinische Nobel-Metropole also Heimat Nr. 1!

Kriegsbedingt fand die Geburt jedoch nicht am Rhein, sondern am Main, in Würzburg, statt. Dort, im Unterfränkischen, erlebt der rheinische Bayer (oder bayerische Rheinländer?) die letzten Kriegs- und die ersten Nachkriegsjahre, eine im Vergleich zu gleichaltrigen Ostpreußen, Schlesiern oder Sudeten ziemlich unbeschwerte, zeitweise durchaus glückliche Kindheit – Heimat Nr. 2 also, und womöglich gar die wahre?

Mit Eintritt der Schulpflicht zurück in die „erste" Heimat, dann die akademischen „Lehr- und Wanderjahre": Berlin, Tübingen, Bonn, unterbrochen durch ein kurzes Intermezzo in Frankreich. Zu intensiven Heimatgefühlen reicht nirgends die Zeit.

Der Beruf beglückt den jungen Journalisten mit weiteren „Heimaten" (gibt es von diesem Wort überhaupt einen Plural, und wenn nein – warum nicht?): Köln, Oberbayern (out of Rosenheim, ganz wörtlich), Hamburg, erneut Frankreich und erneut Oberbayern. Alles Orte, wo ich mich wohl und „heimisch" fühlte, wo ich gern blieb beziehungsweise bleibe. Sie alle kämen als Heimat in Frage; vielleicht macht ja gerade dies die Antwort so schwierig.

Wieviel Heimat(en) kann ein einzelner Mensch denn überhaupt haben? Wieviel braucht er, ab der wievielten wird es ihm vielleicht zu viel, so daß er es vorzieht, sich lieber gleich „heimatlos" zu fühlen? Oder zu katalogisieren, in Heimat erster, zweiter, dritter Klasse, in „alte" und „neue" Heimat"?

Vertreibung raubte Bezugspunkt

An dieser Stelle sei ein kleiner Exkurs gestattet. In bewegenden Worten schilderte der Heimatvertriebene Wilhelm v. Gottberg, wie sich ihm die „neue" Heimat offenbarte: unstet, oft auch kalt und abweisend. Acht Umzüge in wenigen Jahren, wie soll ein junger Mensch da Wurzeln schlagen, sich „in der Heimat" fühlen. Die Seele klammert sich an die persönlichen Erinnerungen, die das vierjährige Kind aus Ostpreußen, der „alten" Heimat, mitgebracht hat – und die immer mehr verblassen.

Das Wissen über Geschichte, Land und Leute im deutschen Osten, das man sich mit großem Fleiß aneignet, kann das Defizit an eigenem Erleben dieser „alten" Heimat letztlich nicht ausgleichen. Wir, denen ein solches Schicksal erspart blieb, sollten uns also hüten, das immer noch quälende Leid der Vertriebenen mit oberflächlich-tröstenden Hinweisen auf „alte" und „neue" Heimat zu „relativieren".

Gerade das ist das Unmenschliche einer jeden Vertreibung: Sie macht den Menschen „heimatlos" – nicht nur in jenem salopp-makabren Sinne, daß er „seine Heimat los ist". Sie raubt dem Menschen einen elementaren Bezugspunkt seines Lebens, den Kristallisationspunkt seines persönlichen Schicksals, zugleich Schnittpunkt mit dem Schicksal der Lebensgemeinschaft, in die er hineingeboren ist. Heimat, das ist der Punkt, an dem der Mensch sich orientieren kann, wenn er wissen will, wo er eigentlich hingehört, an dem ihm konkret sichtbar wird, wo er herkommt – und dann vielleicht auch, wohin sein Weg ihn führt. So betrachtet, ist „Heimat" weit mehr als nur ein geographischer Begriff – sie liegt nicht nur irgendwo auf der Landkarte, sondern vor allem im Herzen.

Wenn der oberste Repräsentant der heimatvertriebenen Ostpreußen sein Referat ausklingen läßt mit dem bitteren Satz, letztlich sei ja auch er selbst „heimatlos", muß man das nicht unbedingt als Ausdruck der Resignation verstehen. Wohl aber als mahnende Erinnerung daran, daß „Heimat" für jeden Menschen von elementarer Wichtigkeit ist. Wie wichtig, kann wohl nur der erfassen, der mit verbrecherischer Gewalt dieses Grundwertes beraubt wurde. In diesem Sinne um das wohlverstandene „Recht auf Heimat" zu kämpfen, ist eine Aufgabe, bei der Vertriebene und Nicht-Vertriebene Seit' an Seit' stehen müssen.

Unerwünscht

Kiel streicht LvD-Vertriebenen alle Gelder

Von H.-J. VON LEESEN

In den zwölf Jahren, in denen Heide Simonis Ministerpräsidentin von Schleswig-Holstein war, wurden die Landesmittel für den „Landesverband der vertriebenen Deutschen" (LvD) immer weiter zusammengestrichen. Von 127 000 D-Mark im Jahre 1988, die zum größten Teil für die Unterhaltung von Beratungsstellen für Spätaussiedler verwendet wurden, sank der Zuschuß innerhalb von neun Jahren auf 40 000 D-Mark. Und ab 2001 gab es für die Kulturarbeit gemäß Paragraph 96 Bundesvertriebenengesetz überhaupt nichts mehr; lediglich die Mittel für fünf Beratungsstellen, jetzt „Migrationssozialberatungsstellen" genannt, wurden dem LvD zugestanden. Alle anderen Beratungsstellen samt den dafür notwendigen Mitteln waren ihnen fortgenommen und den großen caritativen Organisationen wie „Arbeiterwohlfahrt", „Caritas" und so weiter übertragen worden.

Als im Vorjahr die Regierung wechselte und die CDU den Ministerpräsidenten in der Person von Peter Harry Carstensen stellte, glaubten die Vertriebenen wieder an eine Zukunft. Schließlich hatte die CDU in ihrem Regierungsprogramm während des Wahlkampfes betont: "Die Erhaltung und Pflege der Kultur der Ost- und Westpreußen, Schlesier, Pommern, Ostbrandenburger, Sudetendeutschen sowie der Kulturtradition der Aussiedler ist für die CDU Schleswig-Holstein ein wichtiges Anliegen. Wir werden uns für eine Förderung dieser Gruppen einsetzen."

Soeben nun erfuhr der Vorstand des LvD, daß der Innenminister vom kommenden Jahr an auch die letzten Euros für die Vertriebenen streichen will. Die noch vom LvD unterhaltenen Beratungsstellen sollen mitsamt den notwendigen Mitteln den Großorganisationen zugeschlagen werden. Begründung: Sie hätten eine größere Verwaltungskraft und verfügten über leistungsfähige Datenverarbeitungsanlagen.

Es geht also nicht um Einsparungen, sondern es geht darum, den LvD aus der Öffentlichkeit verschwinden zu lassen.

Verantwortlich für diese Entscheidung ist offensichtlich der Innenminister der in Schleswig-Holstein regierenden Großen Koalition, Dr. Ralf Stegner, SPD, dem überdurchschnittliche Durchsetzungskraft nachgesagt wird. Vergessen ist das Programm der CDU.

Ganz anders verfuhr die nordrhein-westfälische Landesregierung unter dem CDU-Ministerpräsidenten Jürgen Rüttgers. Sobald er den sozialdemokratischen Ministerpräsidenten abgelöst hatte, wurden auch die Vertriebenen wieder angemessen finanziell gefördert.

Der LvD hofft, daß sich Ministerpräsident Carstensen einschaltet und veranlaßt, daß den Vertriebenen die wahrhaft bescheidenen Mittel belassen werden, damit ihre Stimme in der Öffentlichkeit nicht vollends verstummt.

Wettbewerb der Gewalt

Nach den Unruhen in Paris ist keine Ruhe eingekehrt – Linke zeigen Einsicht

Von Jean-Paul Picaper

Pünktlich zum ersten Jahrestag der Novemberunruhen, die 2005 Frankreich erschüttert hatten, haben Jugendliche in der Hafenstadt Marseille (900 000 Einwohner, darunter viele Immigranten) einen Brandkörper in einen Bus geworfen und damit einen Fahrgast schwer verletzt. Dieser Bus der Linie 32 verkehrt im Norden der Stadt, in der Nähe von sogenannten „sensiblen Bezirken", wo die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung aus Nord- und Schwarzafrika stammt. Man nennt diese Wohnbezirke in Frankreich „les cités" (die Satellitenstädte) oder „les banlieues" (die Vororte). Die 26 Jahre alte Studentin aus dem Senegal, schwebt seitdem zwischen Leben und Tod. Ihr Überleben ist keineswegs gesichert, sie wird lebenslang gebrandmarkt sein. Wie ihr Vater in früheren Jahren studierte sie in Marseille Medizin. Sie ist keine typische Zugewanderte. Die „Blacks" in den „cités" solidarisieren sich jedoch mit ihr.

Das mag geholfen haben. Zwei Tage nach dem Anschlag konnte die Polizei vier der Täter festnehmen, einen Tag später einen fünften. Die entscheidenden Hinweise kamen von Zeugen aus der Umgebung. Das „Gesetz des Schweigens" beziehungsweise „das Gesetz der Angst" wurde damit zum ersten Mal gebrochen. Nach 48 Stunden intensiven Verhörs wurde einer der Jungs wieder freigelassen, ein anderer, ein 17jähriger, der Haupttäter, wurde verhaftet. Sie sind alle zwischen 15 und 17 Jahre alt. Wegen der Schwere ihrer Tat dürfen die Richter sie nicht als Minderjährige einstufen. So drohen mit Haftstrafen bis zu 30 Jahren. Polizeibekannt waren sie bisher „nur" durch Diebstähle von Mopeds, Zerstörung von Briefkästen und Eigentums, kleine Gewaltdelikte und Verbalinjurien gegen Polizisten, die keine strafrechtlichen Folgen hatten.

Diese Jugendlichen werden häufig als Trottel dargestellt, die die Folgen ihrer Tat nicht erwogen hatten. „Weiß aber ein 15jähriger nicht, daß Brandsätze verletzen", fragen manche. Das Problem ist die zunehmende Neigung von immer Jüngeren zur Gewalt. Im Jahre 2004 wurden von französischen Richtern 80 000 jugendliche Gewalttäter verurteilt. Fünf Prozent von ihnen waren unter 13 Jahren. Sieben- und Achtjährige werden immer häufiger wegen Angriffe auf Kameraden und Lehrer von den Schulen verwiesen. Das Verlangen nach geschlossenen Anstalten mit strenger Disziplin wird zunehmend deutlicher artikuliert.

Die Tat in Marseille, wo es bisher weder Massengewalt noch Aufstände gab, hatte eine Schockwirkung. Politiker und Journalisten, auch vom linken Spektrum, plädieren jetzt für Härte, um eine Entwicklung abzustoppen, die zu Zuständen wie in Bagdad und Palästina führen könnte. Abgesehen von den Angriffen auf die Polizei setzten im letzten Jahr die Aufrührer ausschließlich Gewalt gegen Sachen ein. Bei den Angriffen gegen Busse und Pkws forderten sie die Menschen noch zum Aussteigen auf, bevor sie die Fahrzeuge in Brand setzten.

Das Phänomen der Gewalt war in den 90er Jahren von den damals regierenden Linken kaschiert worden. Es galt die Parole: Die Assimilierung der Migranten ist erfolgreich. Der Journalist und Schriftsteller Jacques Julliard, der in der linken „Nouvel Observateur" schreibt, brach jetzt dieses Tabu. Er beschreibt die Tat in Marseille als „barbarisch" und sagt, „die Zeit der Entrüstung" sei jetzt überfällig. Julliard verwirft die Argumentation der Linken und der militanten Menschenrechtler von „SOS Rassismus", daß Arbeitslosigkeit, Ghettoisierung und Diskriminierung die Primärquellen der Gewalt seien. Er spricht von einem „Übel". Man sollte aus Tätern nicht mehr Opfer machen. Das ist bei den Linken ein Novum.

Soziologen diagnostizieren einen „sportlichen" Wettbewerb der Gewalt. Die Jugendbanden bilden sich nach strategischen, marktwirtschaftlichen und territorialen Spielregeln. In Bobigny (Département Seine-Saint-Denis bei Paris), wo sich das wichtigste Jugendgericht der Republik befindet, ist es ihnen gelungen, das Gelände des Tribunals zu kontrollieren. Dort belästigen sie das Wachpersonal, rauchen Hasch in den Räumen und sitzen einfach dort als Drohung für die Richter. Das sakrosankte französische Prinzip der territorialen Einheit der Republik wird so an vielen Orten außer Kraft gesetzt, indem es zunehmend Freizonen gibt, wo das organisierte Recht des Stärkeren gilt und Polizei und Verwaltung keinen Zugriff mehr haben.

Julliard empfiehlt einen kollektiven Widerstand der Bürger Frankreichs gegen die Steigerung der Gewalt. Geschieht das nicht, kommt die Stunde der Rechtsradikalen um Jean-Marie Le Pen, der als Präsidentschaftskandidat seine Popularität auf 20 Prozent erweitert hat. Auch der Kampf des konservativen Kandidaten Nicolas Sarkozy wird nicht mehr von den Linken als „neofaschistisch" verhöhnt. Einer der sozialistischen Präsidentschaftsbewerber, Laurent Fabius, bezeichnete die Täter von Marseille als „Lumpen". Eric Raoult, Mitglied der Sarkozy-Partei UMP und Bürgermeister von Raincy in der Seine-Saint-Denis, sagt durch die Blume, daß die von seiner Partei bewilligte millionenschwere finanzielle Unterstützung der „banlieues" nach den Unruhen vom letzten Jahr ein Fehler war.

Es geht ihm offensichtlich darum, die Menschen, die zu den demokratischen Werten stehen, aus den „cités" herauszuholen und letztere auszutrocknen. In Zusammenarbeit mit der Polizei bietet er den Menschen, die sich bei der Polizei melden und sachdienliche Hinweise über Täter geben, 15 000 Euro und eine neue Wohnung an einem sicheren Ort. Ihre persönlichen Daten bleiben vertraulich.



Trotz politischer Debatte hat sich nichts geändert: Die Brutalität in den französischen Vorstädten nimmt eher zu als ab. Foto: AP

Kyrillisch auf dem Abstellgleis

Kasachstan will aus Emanzipationsgründen lateinisches Alphabet einführen

Von M. Rosenthal-Kappi

Borat", der Film des britischen Komikers Sacha Baron Cohen, sorgte bei seinen Fans für Belustigung und in Kasachstan für Empörung. Cohen spielt in der Komödie den TV-Journalisten Borat Sagdiyev, einen der berühmtesten Männer Kasachstans, der die Werte und Traditionen seines Landes – wie Prostitution und Waffenschieberei – im Ausland vertritt. Politisch unkorrekt stellt Cohen alias Borat die Kasachen als rückständiges Bergvolk dar, das seine Frauen wie Vieh behandelt, sich die Wohnung mit Stallvieh teilt und von Judenhaß geprägt ist.

Borat reist mit seinem Team in die USA, um eine Dokumentation über die Vereinigten Staaten zu drehen, trifft auf für ihn völlig fremde Erscheinungen wie Feminismus und Homosexualität. Borats Akzent und zahlreiche Verwechslungen sorgen für eine Komik, deren Niveau jedoch auf unterster Stufe angesiedelt ist. Als „Ali G." hat Cohen in einer MTV-Show bereits mit den gleichen Gags wie denen im Film Kultstatus erreicht.

> Russische Minderheit ist wenig erfreut

Zunächst reagierte die kasachische Regierung beleidigt und empört über die Gags auf Kosten ihres Volkes. „Absolut nicht hinnehmbar, geschmacklos und gegen die Regeln des Anstands verstoßend", hieß es. Man drohte gerichtlich gegen Cohen vorgehen zu wollen.

Rachat Alijew, stellvertretender Außenminister Kasachstans, witterte dann die Chance, die Geschichte als PR-Aktion für sein Land zu nutzen. Er lud Baron Cohen nach Kasachstan ein, damit dieser sich persönlich ein Bild davon machen könne, „daß Frauen Auto fahren, Wein aus Trauben hergestellt werden und Juden ungehindert die Synagoge besuchen können". Alijew sprach sich für eine humorvolle Auseinandersetzung mit dem Film aus, schließlich mokiere Cohen sich auch über die Irakpolitik der USA.

In der Tat ist Kasachstan kein rückständiges Hinterland mehr, sondern es erlebt zur Zeit eine Aufbruchstimmung.

Es ist ein multikultureller Staat, in dem 50 verschiedene Ethnien zusammen leben.

Etwa 54 Prozent der Bevölkerung sind Kasachen, Russen bilden mit 30 Prozent die größte Minderheit, Turkvölker, Ukrainer, Polen, Deutsche teilen sich in kleinere Minderheiten auf.

Geographisch wie politisch ist Kasachstan ein Schwellenland, reich an Rohstoffen, in der Mitte Eurasiens gelegen, mit Russen im Norden, Chinesen im Südosten, Turkmenen, Usbeken und Kirgisen im Süden als unmittelbare Nachbarn. Erdöl- und Erdgasförderung sowie Ölprodukte bilden die Basis der kasachischen Wirtschaft und bescheren Kasachstans nationalem Budget sprudelnde Einnahmen. Daneben gibt es eine gut entwickelte Hüttenindustrie (Schwarz- und Buntmetalle), Steinkohleförderung und reiche Reserven an Zinn, Uran, Blei, Zink, Gold, Silber und anderen Bodenschätzen.

Die Innenpolitik ist vom autoritären Regierungsstil Nursulatan Nasarbajews und dessen Familie bestimmt, der seit der Unabhängigkeit von der Sowjetunion im Jahre 1991 als Präsident die Leitung übernommen hat. Die Opposition ist stark eingeschränkt.

> Usebekistan und Turkmenistan haben schon umgestellt

Außenpolitisch schwankt Kasachstan zwischen enger Anlehnung an Rußland einerseits und Bindungswünschen an die USA mit Emanzipationsbestrebungen von Rußland andererseits. Diese gegensätzlichen Ziele finden den beispielsweise Ausdruck in den Mitgliedschaften Kasachstans in asiatischen, türkischen und europäischen Organisationen wie der Eurasischen Wirtschaftsgemeinschaft, in Uno und Unesco, der OSZE und dem Zentralasiatisch-türkischen Gipfel.

Kürzlich erst verkündete Präsident Nasarbajew, in Kasachstan das lateinische Alphabet anstelle des kyrillischen offiziell einzuführen.

Zwar wird in der kasachischen Amtssprache schon länger lateinisch geschrieben, die Verkehrssprache zwischen den Völkern ist jedoch nach wie vor Russisch, das von 83 Prozent der Bevölkerung gesprochen wird, während nur 56 Prozent Kasachisch sprechen.

Die Absicht, Kasachisch als vorherrschende Amtssprache einzuführen, hat in der Vergangenheit zu einer Auswanderungswelle mit steigender Tendenz bei Nicht-Kasachen geführt.

Deshalb warnt Nasarbajew heute vor einer übereilten Reform und will für eine Übergangszeit an der parallelen Nutzung beider Alphabete festhalten. Mit dem Übergang zur lateinischen Schrift schließt Kasachstan sich seinen Nachbarn Turkmenistan, Usbekistan und Aserbaidschan an, die schon seit der Unabhängigkeit Lateinisch schreiben, was damals ein Teil der politischen Reformen war.

Kritikern der Reform, vor allem russischen, antwortete Nasarbajew mit der Begründung, der Wechsel der Schrift erfolge aufgrund der Tatsache, daß die lateinische Schrift auf dem Feld der internationalen Kommunikation, sprich im Internet, dominiere.

Wohl geht es auch um das Bemühen um die eigene Identifikation, die die Kasachen dazu bewegt hat, russische Städtenamen in kasachische abzuändern und das lateinische Alphabet verstärkt zu nutzen.

Auf unfreiwillige Weise leistet Borat den kasachischen Reformbestrebungen Vorschub, ist doch das Land dank dessen respektlosen Humors derzeit in aller Munde.

Alles »Gauner«

Englische Stimmung gegen EU-Neulinge

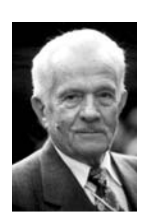
Von Ernst Kulcsar

Noch bevor Bulgarien und Rumänien überhaupt EU-Mitglieder sind, begrüßt sie die englische Presse nicht mit Freudenschüssen, sondern mit ganzen Breitseiten aus Schlammkanonen. Besonders „The Sun" hat sich regelrecht auf die ungeliebten Neulinge eingeschossen und berichtet ein Schauermärchen nach dem anderen. Wer solche „Gauner" (The Sun) in sein Haus lasse, könne nicht bei klarem Verstand sein, so die Grundaussage. Hätten doch „rumänische Banden", so das Blatt, zwischen „80 und 85 Prozent" der Diebstähle aus Bankautomaten (65,8 Millionen britische Pfund im Jahr 2005) begangen. Dieses „erschütternde Bild" offenbare ein Geheimbericht an die britische Regierung, welcher der Zeitung vorläge. Dieser Bericht warne auch vor einer Invasion rumänischer und bulgarischer Gauner, was zum „Anwachsen der Gewalt auf den Straßen, des Menschenhandels und der Steuerhinterziehung" führen werde. Den Bericht sollen Minister Liam Byrne und Staatsminister Geoff Hoon dem britischen Premier vorgelegt haben; Zusammenfassungen seien an die Leiter des „MI 5" und von „Scotland Yard" geschickt worden. Die Downing Street schweigt.

Die rumänische Tageszeitung „Gandul" (Der Gedanke) wartete ihrerseits mit Zahlen auf, die sie von der britischen Interpol erhalten haben will. Diese Zahlen verweisen die Behauptungen der „Sun" in die Realität von Grimms Märchen. So verlangte die internationale Polizeibehörde seit Jahresbeginn von der rumänischen Polizei lediglich die Überprüfung von 38 diverser Delikte beschuldigter Rumänen. Ein einziger Rumäne sei ausgewiesen worden. Die Londoner „Interpol" habe noch zwei Fälle von schwerem Raub zu verfolgen, einen Diebstahl, eine Hehlerei und drei Fälschungsdelikte. 2004 seien insgesamt 1577 Rumänen in ihr Land zurückgeschickt worden, hingegen waren es in den ersten neun Monaten 2006 nur 673 Personen.

Es muß wohl allen EU-Politikern klar gewesen sein, daß man mit Rumänen und Bulgaren keine Säulenheilige in die EU holt, denn sogar der Bericht der rumänischen Polizei läßt die Ordnungshüter in Europa nicht gerade ruhig schlafen: Wie die Zeitung „Adevarul" (Die Wahrheit) berichtet, hat in diesem Jahr 7640 mal das organisierte Verbrechen zugeschlagen, und obwohl fast 430 Banden zerschlagen wurden, stieg die Anzahl der Straftaten gegenüber 2005 um zwölf Prozent; von den 5425 untersuchten Personen wanderten 1096 hinter schwedische Gardinen. Die rumänischen Drogenfahnder stellten mehr als 700 Kilogramm Rauschmittel sicher. Hingegen gab es bereits das zweite Jahr aufeinanderfolgend keine Auftragsmorde. Die Anzahl der Gewalttaten ging um neun Prozent zurück, allerdings steigerte sich die Wirtschaftskriminalität um fast 23 Prozent und stieg auf 70 000 Delikte. Gewonnen hat allerdings die Idee des EU-weiten Wettbewerbs: Wer lügt am Überzeugendsten?

»Moment mal!«



... und wer schützt uns Senioren?

Von Klaus Rainer Röhl

Am vergangenen Freitag war der Tag des Kindes! Behauptete das Radio. Es war aber der Welttag des Mannes. Der Kindertag ist eigentlich am 20. September. Es gibt fast jeden zweiten Tag in der Woche einen Welt-Sowieso-Tag. Es gibt einen Tag der Frauen, den Anfang des 20. Jahrhunderts von Anne Jarvis erdachten und von der amerikanischen Süßwarenindustrie und den Blumengeschäften freudig begrüßten „Muttertag“.

Im Ostblock wurde dafür der Weltfrauentag gefeiert (1910 von der späteren deutschen Kommunisten-Führerin Klara Zetkin gefördert), inzwischen gibt es den Tag der Umwelt, den Welt-Vegetariertag, den Tag des Waldes, den Weltwassertag, den Tag der Arbeit, den Welttag für Nichtraucher, den Welttag des Versuchstiers, des aussterbenden Zwerghuhns, des Fischreihers, der Wölfe, der javanischen Schildkröte, und der anderen bedrohten Tiere.

Aber: Gibt es auch einen weltweiten Tag der Alten? Tatsächlich gibt es laut Beschluß der Uno einen Internationalen Tag für ältere Menschen, ins Leben gerufen noch unter Kofi Annan. Der ist ja nun auch bald im Ruhestand und sieht dank der vielen Pannen in der Uno auch glaubwürdig alt aus. Aber man hört nichts von den weltweiten, internationalen Alten.

„Frauenfeindlich“ kann nahezu jeder Mann sein, der Frau dafür erklärt. Es genügt, zu sagen, „Sie sehen heute aber gut aus!“ Mehr als 20000, zum größten Teil festangestellte sogenannte Frauenbeauftragte (neudeutsch: „Gender“-Beauftragte) wachen inzwischen über die strikte Einhaltung nicht etwa nur der Gleichberechtigung, sondern über die (im Zweifelsfall) Bevorzugung der Frauen bei der Einstellung – und Beförderung – in Büro und Betrieb. Hier gibt es die groteskesten Auswüchse der politischen Korrektheit.

Was ist aber mit einem Arbeitgeber, der einen 50jährigen schon nicht mehr einstellen will, weil er einen jüngeren Bewerber hat? Was ist mit unserem Gesetzgeber, der seit fünf Jahren die im Gesetz garantierte Rentenerhöhung entsprechend der Entwicklung der Löhne ablehnt und sie entweder auf Pfennigbeträge reduziert oder „Null-Runden“ verordnet, die bei der Preisentwicklung jährlich eine reale Einkommenseinbuße bedeuten? Unsere Frage lautet: Gibt es auch Altenfeindlichkeit?

Es gibt sie, und zwar in hohem Maße. Nur gilt sie nicht als Verstoß gegen das politisch korrekte Verhalten. Sie ist in unseren dicht besiedelten Großstädten fast schon die gesellschaftliche Norm geworden. Während in anderen Ländern mit noch traditionellen Gesellschaften wie zum Beispiel Estland, Griechenland, vor allem in China und Japan, alte Menschen respektvoll und höflich behandelt werden, sehr alte Mitbürger manchmal sogar geradezu achtungsvolle Verehrung genießen, gibt in unseren Großstädten grobe Behandlung, negative Anspielung auf das Alter oder sogar Anrempeleien, wie „He Alter, geh mal aus dem Licht.“

Einem sichtbar älteren Autofahrer beim Einparken auf dem Parkplatz kann es passieren, von ungeduldigen Fahrern angemotzt zu werden: „He, Alter, laß Dir Deinen Führerschein wiedergeben.“

Sollen ältere Leute überhaupt noch Autofahren dürfen? Müntefering, als er noch SPD-Vize war, wollte es 1998 nicht, sondern plädierte für den Verfall des Führerscheins mit 65. Jetzt muß er, nach acht Jahren und mehreren öffentlich wahrgenommenen Schwächeanfällen, selber aufpassen, nicht durch den Rost zu fallen, wenn sein Dienstwagen ihm einmal nicht mehr zur Verfügung stehen wird.

Die Reaktionsgeschwindigkeit der Jugendlichen ist in der Tat höher, ihre Neigung zu Geschwindigkeitsüberschreitung auch, die Unfallstatistiken zeigen es. Alte fahren vorsichtig, behutsam, manchmal etwas langsamer, werden deshalb brutal angehupt. He Alter, was kuckst Du? Verpiß Dich!

Da steht ein alter Herr in der Schlange vor dem Supermarkt. Drängt sich ein abgehetzter, nervöser junger Mann vor ihn, „He, Mann, mußt Du unbedingt jetzt am Feierabend einkaufen, wenn ich von der Arbeit komme? Du hast doch den ganzen Tag über Zeit, in den Supermarkt zu gehen!“

Das sind Ausnahmen, die aus dem großstädtischen Unterschichten-Milieu in Berlin oder Köln stammen. Nicht böse gemeint. Schlechte Kindheit gehabt. Doch empfiehlt es sich, in Berlin-Kreuzberg oder am Kölner Eigelstein, still seines Weges zu gehen und keine Gegenrede zu riskieren. Die latente Aggression kann schnell auf den Schwächeren umschlagen.

Und dieser Schwächere ist eben nicht nur der Andersfarbige, der Zigeuner, der Türke, der Pakistani, der Behinderte, die Frau. Es ist auch der Ältere, dessen Äußeres Aggressionen auslösen kann. Es kann wahrgenommen werden wie die andere Hautfarbe, der andere Gesichtsschnitt, der südliche Teint, der Schwule, die Frau. Das gesellschaftliche Klima ist vergiftet und altersfeindlich. Es gibt eine Art Apartheid.



Von der Gesellschaft nicht akzeptiert: Alte Leute sind für viele Ballast. Foto: pa

Das gleiche Bild in der Werbung. Die finanzkräftige Werbeindustrie, die hauptsächlich Kosmetika, Mode und Autos bewirbt, wendet sich an Leute unter 50, in vielen Fällen sogar an Menschen zwischen 16 und 35. Nur Zeitschriften, die hauptsächlich in der Provinz verbreitet sind, und billige TV-Zeitschriften bringen die typische Altenwerbung: simple „Kreuzfahrten“, Treppenlifte, Badewanneneinsätze, Rheumadecken und pflanzliche Heiltröpfchen aller Art.

Dazu kommt in Deutschland und Österreich die Verdächtigung, alle Alten seien Nazis gewesen. Wer heute 78 Jahre ist, war damals 16 und also Flakhelfer, Blitzmädchen oder bereits Soldat. Dazu waren wir einberufen. Du alter Sack, du Nazi, schreien die Antifa-Demonstranten, wenn sie die Mülltonne oder die Telefonzelle in Brand stecken und jemand von uns sie davon abbringen möchte. Aber nicht nur die Punks und Antideutschen sind extrem altenfeindlich. Die Bevormundung der Alten beginnt bereits bei der Gesetzgebung und bei der veröffentlichten Meinung von Ärzten. Schon vor zehn Jahren stand in dem berühmten, gegen die Pharma-Industrie gerichteten Ratgeberbuch „Bittere Pillen“ bei Kiepenheuer & Witsch schön klein geschrieben, ob es zum Beispiel bei älteren Patienten überhaupt noch sinnvoll sei, Medikamente gegen Bluthochdruck zu verschreiben, da skandalöserweise von 25 Millionen Rezepten gegen Bluthochdruck 60 Prozent (14 Millionen) für Personen über 60 ausgegeben wurden. Also, ab einem gewissen Alter keine Medikamente mehr. Lohnt nicht. Ist ja auch ein Problem: Da wird für 3200 Euro ein hochempfindliches, ultrakleines, kaum sichtbares Hörgerät angeschafft, zwei Monate später stirbt der Mann und sein kostbares Gerät ist hin. Sie vergessen nur eins, meine Reformer: Daß der Patient sein Hörgerät selber bezahlt hat, auch wenn es die Krankenkasse „bewilligt“, sie hat es ihm ja nicht geschenkt. Für diese Kasse hat er jahrzehntelang, seit seiner frühen Jugend, Beiträge einbezahlt.

Man muß zweimal hinsehen, um die Altenfeindlichkeit zu erkennen, sie tarnt sich oft als Wohlwollen. „Na, Sie sollten jetzt aber nicht mehr Auto fahren?“ „Nein. Sie sehen ja noch ganz gut aus (für Ihr Alter).“ „Jetzt sollten Sie aber kürzer treten.“ Ganz unappetitlich wird es, wenn etwa von Liebe im Alter die Rede ist. Zum Beispiel schreibt der 63jährige Kolumnist Franz Wagner an den Schlagerkomponisten Ralph Siegel („Ein bißchen Frieden“), der mit 61 eine jüngere Frau heiratete, in „Post von Wagner“ in „Bild“ ganz brutal, „die Jahre haben schon reichlich Spuren hinterlassen in Ihrem Haar, Ihrem Gesicht. Ihre Braut ist ein Pfirsich!“ Dann mahnt der Kolumnist scheinbar liebevoll seine über vier Millionen Leser: „Wir sollten keine Viagra-Witze machen, wenn ein 61jähriger verliebt ist.“ Wo leben wir eigentlich? In Deutschland, im deutschen Blätterwald.

Wenn aber der oder die Alterchen nun allein leben? „So eine schöne, große Wohnung“, betonen die Kinder wiederholt, die aber keineswegs in die Wohnung zu den Alten ziehen wollen, und wenn das erst Mal ein Zeitschriftenvertreter oder Zigeuner an die Tür klopft und viel zu viel Geld bekommen hat und die Adresse natürlich an der Haustür markiert und weitergegeben hat, dann kommt der Moment, wo der Opa ins Gebet genommen wird: Wollen wir nicht lieber ein gemeinsames Konto einrichten? Vielleicht hat die ostpreußische Familie auch viel Geld gespendet für ein Schulprojekt in Königsberg oder einen Kindergarten in Lyck. In den Augen der Erben, die vielleicht gar nichts mehr mit Ostpreußen zu tun haben wollen, viel zu viel Geld. Aufgepaßt! Rechtzeitig und bei voller, vom Arzt attestierter geistiger Gesundheit notarielle Verfügung treffen gegen alles, was Ärger macht. Die Zeit ist strukturell altenfeindlich. Bekanntlich kann eine Mutter sieben Kinder ernähren, aber sieben Kinder nicht ihre Mutter. Die schicken sie vielleicht erst mal zum Sozialamt, Stütze abholen.

Wenn Ihre Kinder und Enkelkinder nicht so denken, haben Sie sie liebevoll und gut erzogen. Glückwunsch.

Das Deutsche Museum wird eröffnet

Der Eröffnung des Provisoriums im Alten Nationalmuseum folgte die Grundsteinlegung des Neubaus auf der Kohleninsel

Von MANUEL RUOFF

Das wilhelminische Deutschland war reif für ein den Naturwissenschaften und der Technik gewidmetes Museum. Naturwissenschaften und Technik hatten in den vorausgegangenen Jahrzehnten in Europa im allgemeinen und in Deutschland im besonderen einen enormen Bedeutungsgewinn erfahren. Das Land hatte eine industrielle Revolution erlebt. Diese Revolution war nicht denkbar ohne den technischen Fortschritt, und der technische Fortschritt war nicht denkbar ohne die immensen Fortschritte und Erkenntnisgewinne in den grundlegenden Naturwissenschaften.

Die technische Intelligenz war größtenteils bereit, sich in Staat und Gesellschaft zu integrieren, und die Staatsführung, nicht zuletzt der in vielerlei Hinsicht moderne Kaiser Wilhelm II., war intelligent genug, diese aufstrebende Gruppe eine angemessene Rolle in der Gesellschaft spielen zu lassen. Genannt seien hier der Ausbau der Realgymnasien, der technischen Fachschulen und der Technischen Hochschulen sowie das Promotionsrecht der Ingenieure. In Wilhelms liebstem Kind, der Kaiserlichen Marine, konnten bürgerliche Ingenieure nun auch Offiziere werden, ein traditionelles Adelsprivileg. Seit 1852 gab es das Germanische Nationalmuseum für Kunst und Kultur. Warum sollte es nun nicht auch ein vergleichbares Nationalmuseum für Naturwissenschaften und Technik geben als Krönung der Etablierung und Gleichberechtigung?

Auch im internationalen Vergleich war Deutschland dafür reif. Die beiden alten großen Industrienationen Großbritannien und Frankreich hatten mit dem „Kensington-Museum“ und dem „Conservatoire des Arts et Métiers“ bereits entsprechende Einrichtungen. Seitdem das Volk der Dichter und Denker auch seinen Nationalstaat erhalten hatte, holte es den Vorsprung der Briten und Franzosen auf technisch-naturwissenschaftlichem Gebiet auf und setzte sich auf vielen Gebieten sogar an die Spitze.

Die Zeit war reif für ein solches Haus



„Die Grundsteinlegung“: Georg Waltenbergers Gemälde zeigt am Grundstein von rechts nach links Kaiser Wilhelm II. (mit dem Hammer) Prinz Ludwig, den späteren König Ludwig III., die Kaiserin, Prinzregent Luitpold und Ludwigs Ehefrau sowie im Hintergrund – mit einem Dokument in den Händen – Oskar von Miller. Foto: Archiv

Die sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Voraussetzungen für ein deutsches „Conservatoire des Arts et Métiers“, ein deutsches „Kensington-Museum“ waren geschaffen – was nun noch fehlte war eine handelnde Person. Sie fand sich in dem Königlichen Baurat Dr. Oskar von Miller. Der 1855 in München geborene Miller, bürgerlicher Herkunft und erst später geadelt, hatte sich als Wasserkraftpionier in Wissenschaft und Industrie einen Namen gemacht, hatte es mit von ihm realisierten Großbauprojekten zu Ansehen und Wohlstand gebracht. Als Ausstellungsorganisator profilierte er sich 1882 und 1891 bei der Organisation der elektrotechnischen Ausstellungen in München und Frankfurt am Main, die er durch elektrotechnische Attraktionen und Vorführungen in die Presse brachte und zu Publikumsmagneten machte.

Diese positiven Erfahrungen ließen in Miller den Plan reifen, sich nicht mit temporären Ausstellungen zu bescheiden, sondern ein Museum aufzubauen. Eine Möglichkeit hierzu bot die Tagung des „Vereins Deutscher Ingenieure“ (VDI) im Jahre 1903. Sie fand in München statt und als „Vorsitzender des Bayerischen Bezirksvereins Deutscher Ingenieure“ war er der faktische Gastgeber. So viele Ingenieure würde er wohl nie wieder um sich versammeln können. Miller nutzte diese Chance.

Zwei Monate vor dem VDI-Kongreß, am 1. Mai 1903, verschickte er ein Rundschreiben an einen Kreis ausgewählter Repräsentanten aus Stadt, Staat, Wissenschaft und Technik, in dem er als Vorsitzender des Bayerischen Bezirksvereins unter Hinweis auf den bevorstehenden Ingenieur-Kongreß die Suggestivfrage stellte, ob nicht in München, „wie für die Meisterwerke der Kunst und des Gewerbes, auch für die Meisterwerke der Wissenschaft und Technik eine Sammlung in Deutschland angelegt werden sollte, wie dies bereits in Frankreich und England mit großem Erfolg im Conservatoire des Arts et Métiers und im Kensington-Museum geschehen ist“. Für „die vorbereitenden Schritte zur Gründung eines solchen Museums“ lud er die Adressaten des Schreibens für den 5. Mai zu einer Besprechung in den Sitzungssaal der Königlichen Obersten Baubehörde. Bereits dieser Besprechungsort ist symptomatisch für Millers vorzügliche Beziehungen zu Politik, Wirtschaft und Wissenschaft und seine Bereitschaft, diese in den Dienst seiner Museumsidee zu stellen. Millers Erfolgsrezept besteht denn nicht zuletzt auch darin, Männer, die dem Museum nützlich sein können, für das Projekt zu gewinnen und an es zu binden.

Oskar von Miller ergriff 1903 die Initiative

Dieses zeigte auch die von Miller einberufene Versammlung am 5. Mai. Sie wählte einen vorbereitenden Ausschuß, der sich wie ein „Who is Who“ der Münchner Gesellschaft liest. Auch heute noch namhafte Männer wie Diesel, Linde und Röntgen gehörten ebenso zu diesen 34 wie der Münchner Oberbürgermeister und der Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Als zweiten Vorsitzenden neben sich selber konnte Miller den Rektor der Technischen Hochschule München gewinnen. Nicht zu unterschätzen ist auch, daß Prinz Ludwig – der zweite Mann in Bayern hinter Prinzregent Luitpold, welcher wiederum mit Millers Bruder Ferdinand befreundet war – das Protektorat über das zu gründende Museum übernahm.

Als Protektor leitete der spätere Bayernkönig Ludwig III. auch die Gründungssitzung des „Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik“, dem heutigen Deutschen Museum, zu der „gewissermaßen als Vorfeier“ der VDI-Versammlung für den 28. Juni 1903 in die Akademie der Wissenschaften zu München gebeten wurde. Nachdem die Versammlung dem Satzungsentwurf zugestimmt hatte, stellte Prinz Ludwig die Annahme der Satzung und damit die Konstituierung des Museums fest.

In den Vorstand wurde neben den beiden Vorsitzenden des vorbereitenden Ausschusses noch der Gründer und Namensgeber der Linde AG, Carl von Linde, gewählt. Daneben wurden noch ein Vorstandsrat und ein Ausschuß gewählt, deren primärer Zweck darin gesehen werden darf, Wirtschafts- und Wissenschaftsgrößen wie Röntgen, Siemens und Diesel an das Museum zu binden. Miller war jedoch nicht so naiv, bei der Finanzierung seines Projektes nur auf Sponsoren aus der Wirtschaft zu bauen, und so wurden gleich mehrere Staatsminister zu Ehrenpräsidenten gemacht, auf daß die Zuschüsse des bayerischen Staates nicht zu knapp ausfielen.

Auf der Kohleninsel steht das Museum noch heute

Schließlich wurde auf der Gründungssitzung auch noch für die Unterbringung des Museums sowohl eine kurzfristige wie auch eine langfristige Perspektive aufgezeigt. Miller wußte in seinem Bericht über die Arbeit des vorbereitenden Ausschusses mitzuteilen, daß dank des Prinzregenten dem Museum „die freien Räume des Alten Nationalmuseums in provisorischer Weise zur Verfügung gestellt“ wurden. Und Münchens Oberbürgermeister gab einen Beschluß seiner Gemeindekollegien bekannt, „für den Fall der Notwendigkeit einer anderweitigen Unterbringung des Museums in weitgehendstem Maße entgegenzukommen, sei es, daß zu diesem Zwecke ein Teil der Kohleninsel in Aussicht genommen würde ..., sei es, daß ein anderer, im Besitz der Stadtgemeinde befindlicher Platz ... dem Unternehmen zu überlassen wäre“.

Politik, Wirtschaft und Wissenschaft Bayerns standen also hinter Millers Projekt. Der Münchner dachte jedoch über Bayerns Grenzen hinaus, und so wurde noch auf der Gründungsversammlung eine Depesche an den Deutschen Kaiser zu dessen Unterrichtung über die Museumsgründung beschlossen. Wilhelm II. reagierte wie das von ihm regierte Reich positiv. Wie Bayern beteiligte sich auch das Deutsche Reich an den Museumskosten, und analog zur bayerischen durften sich nun auch in der Reichsregierung gleich mehrere Mitglieder Ehrenpräsidenten nennen.

Am 12. November 1906 war es soweit. Das Museum wurde in seiner provisorischen Unterbringung im Alten Nationalmuseum eröffnet. Eingeleitet wurden die Feierlichkeiten in Anwesenheit Prinz Ludwigs im Festsaal der Akademie der Wissenschaften, um dann am Nachmittag mit dem Besuch Wilhelms II. im Museum einschließlich zweistündigem Rundgang einen weiteren Höhepunkt zu finden. Am nächsten Morgen legten der Deutsche Kaiser und der Prinzregent von Bayern im Beisein Prinz Ludwigs und Oskar von Millers den Grundstein für einen Neubau auf der Kohleninsel. Dieser wegen Krieg, Inflation und Wirtschaftskrise erst 1925 fertiggestellte Bau wurde im Zweiten Weltkrieg zwar zu vier Fünftel zerstört, doch nach dem Krieg wieder aufgebaut und beherbergt noch heute das Deutsche Museum, von dem Wilhelm II. wie Luitpold ganz im Sinne Oskar von Millers meinten, daß es „den Bahnbrechern zu Dank und Ruhm gereichen, den Nachstrebenden aber Vorbild und Aneiferung zu neuem segensreichem Schaffen auf den Gebieten der Naturwissenschaft und Technik bieten möge!“

Deutschland reagiert auf die »Mark«-Tanks

Vor 90 Jahren begann die Entwicklung und Konstruktion des ersten deutschen Panzers, des A7V

Das erstmalige Auftreten von britischen Tanks des Typs „Mark“ im September 1916 im Zuge der Somme-Offensive war für die Deutschen eine unangenehme Überraschung. Preußens Kriegsminister beauftragte deshalb knapp zwei Monate später, am 13. November 1916, die Abteilung 7 Verkehrswesen (A7V) seines Ministeriums, eine vergleichbare Waffe zu entwickeln. Als Tarnbezeichnung wurde das Abteilungskürzel A7V gewählt.

Britische Beutepanzer besaßen die Deutschen zu diesem Zeitpunkt noch nicht, so daß sie nicht kopieren konnten, sondern selber kreativ werden mußten. Weitere Unterschiede zum britischen „Mark“ entstanden dadurch, daß es vom A7V neben der Panzerauch eine „Überlandwagen“-Version zum Gütertransport geben sollte und der Verlauf der Gleiskette zum Gewinn einer möglichst großen ebenen Ladefläche deshalb niedrig gehalten wurde. Das führte zu einer im Vergleich zum „Mark“ geringen Greifhöhe beim Überwinden von Hindernissen.

Dafür war der A7V seinen britischen und auch französischen Gegnern hinsichtlich Feuerkraft, Panzerung und Höchstgeschwindigkeit überlegen. Der deutsche Panzer war außer mit sechs Maschinengewehren 08 mit einem 57-Millimeter-Schnellfeuergeschütz ausgerüstet, das den Deutschen bei ihrem Durchmarsch durch Belgien in großer Stückzahl als Kriegsbeute in die Hände gefallen war und sich wegen seines nur 15 Zentimeter betragenden Rohrrücklaufs besonders für den Einbau eigneten.

Daß der Panzerwagen trotz dieser Bewaffnung und der teilweise bis zu drei Zentimeter dicken starken Panzerung mit bis zu 16 Stundenkilometern eine beachtliche Höchstgeschwindigkeit aufwies, lag an seiner überdurchschnittlichen Motorisierung mit 200 PS. Da die Deutschen nicht über 200-PS-Motoren verfügten, bauten sie zwei 100-PS-Motoren ein, für jede Gleiskette einen. Daß jede Kette einen eigenen Antrieb hatte, erhöhte die Manövrierfähigkeit. Das Fahrzeug konnte sogar auf der Stelle drehen.

Der A7V war also alles in allem kein schlechter Panzer. Wie so viele moderne Waffen der Deutschen kam er jedoch zu spät und in zu kleinen Stückzahlen, um noch kriegsentscheidende Bedeutung gewinnen zu können. Da der U-Bootbau lange Priorität hatte, verschleppte sich der Bau des Sturmpanzerwagens. Ende Oktober 1917 wird der erste A7V fertiggestellt. Am 21. März 1918 kommt es zur ersten Feuerprobe. Als Ende des Jahres der Krieg aus ist, sind gerade einmal 20 Stück fertiggestellt, so daß man schon Schwierigkeiten hat, diesbezüglich von einer Serienfertigung zu sprechen. Die Ententemächte hingegen hatten bis dahin bereits Tausende Tanks zur Verfügung. *M. R.*



A7V (links): Der „Leopard“ neben dem Nachbau des ersten deutschen Panzers bietet einen guten Größenvergleich. Foto: Archiv



Entdeckung

Abenteuer im Großdruck

Es waren fünf an der Zahl, zwei ausgewachsene Exemplare und drei Junge. Ihre Größe war riesig. Selbst die Kleinen hatten die Größe von Elefanten, während das Ausmaß der beiden Erwachsenen alles uns Bekannte übertraf. Ihre schieferfarbige Haut war geschuppt wie die einer Eidechse und glänzte im Sonnenschein. Alle fünf saßen aufrecht. Sie stützten sich auf ihre breiten, mächtigen Schwänze und die riesigen dreizehigen Hinterbeine, während sie mit ihren fünffingrigen Vorderfüßen Äste herunterzogen, um das Blattwerk abzufressen. Sie sahen aus wie ungeheure Känguruhs von zwanzig Fuß Höhe und hatten eine Haut wie schwarze Krokodile ..." – Eine unheimliche Gesellschaft, der sich die vier Abenteurer gegenübersehen. Der Leser dieser Zeilen fühlt sich an Michael Crichtons Roman „The lost World – Vergessene Welt" erinnert, in dem der Autor aus Chicago erzählt, wie es mit den rabiaten Dinosauriern aus dem „Jurassic Park" weiterging. Doch weit gefehlt: Die hier geschilderten Ungeheuer aus vergangenen Zeiten stammen aus der Feder von Sir Arthur Conan Doyle. Ja, der „Vater" des Meisterdetektivs Sherlock Holmes und seines Assistenten Watson hat einen Roman geschrieben, der sich durchaus mit dem Crichtons messen lassen kann. Selbst der Titel „Vergessene Welt" erinnert an den Nachfolger. Der Wiener Verlag Carl Ueberreuter hat diesen erstmals 1912 erschienen Roman nun in seine Großdruckreihe aufgenommen, so daß auch ältere Leser in den Genuß der Lektüre kommen. Die inzwischen auch mehrfach verfilmte Geschichte ist fast noch haarsträubender als die um die geklonten Echsen.

Da ist zunächst ein unglücklich verliebter Journalist namens Ned Malone, der zu dem widerborstigen Professor Challenger geschickt wird, um herauszubekommen, was dieser bei seiner Expedition nach Südamerika tatsächlich erlebt hat. Challenger ist nicht gerade begeistert, als Malone bei ihm auftaucht, um sein Geheimnis zu lüften. Doch gelingt es ihm schließlich, den jungen Mann auf seine Seite zu ziehen. Gemeinsam mit Lord John, einem erfahrenen Reisenden und Jäger, und Lord Summerlee, Professor für Vergleichende Anatomie und ausgesprochener Skeptiker, reisen die beiden an den Amazonas. Dort, an einem nicht näher bezeichneten Nebenfluß, hatte Challenger Lebewesen entdeckt, die längst hätten ausgestorben sein müssen. Was war dran an seinen Behauptungen?

Die vier Abenteurer treffen auf unglaubliche Begebenheiten, sehen Wesen, die ihnen teils feindlich gesinnt sind, teils aber ihre Hilfe brauchen. Sie stolpern von einer Gefahr zur nächsten. Mit viel Glück und noch mehr Einsatz erreichen sie schließlich ihr Ziel und können die Wissenschaftler in England in tiefstes Erstaunen versetzen.

Conan Doyle ist ein Abenteuerroman par excellence gelungen. Von der ersten bis zur letzten Zeile erwartet den Leser Spannung pur. Ich kombiniere: Nicht nur Krimis machen Spaß. *o-n*

***Arthur Conan Doyle: „Vergessene Welt"**, Carl Ueberreuter Verlag, Wien 2006, 416 Seiten, geb., 14,95 Euro, Best.-Nr. 5922*



Ventil für den Volkszorn

Der politische Witz zur NS-Zeit

Auch wenn der Titel „Heil Hitler, das Schwein ist tot – Lachen unter Hitler" für ein so ernstes Thema doch ziemlich flapsig klingt, so ist das Buch selbst alles andere als mit leichter Feder geschrieben. Zwar gab es an der Buchverfilmung zu später Abendstunde bei der ARD Kritik, doch zumindest dem Buch ist anzumerken, daß sich Rudolph Herzog des Ernstes der Thematik bewußt war.

Der Autor reiht keineswegs nur Witze aneinander, sondern erklärt, den politischen Witz, seine Entstehung, seinen Sinn, seine Folgen über die Jahrtausende hinweg. Zwischen den politischen Witzen zur Kaiserzeit, NS-Zeit und auch in der DDR zeigt er Unterschiede auf. So gab es zum Beispiel Witze über Hindenburg, doch waren diese meistens nett gemeint.

„Politische Witze waren keine Form des aktiven Widerstands", räumt Herzog gleich eine Illusion vieler aus, „sondern Ventile für aufgestauten Volkszorn. Sie wurden am Stammtisch erzählt, in der Kneipe, auf der Straße – um wenigstens für einen Augenblick, in der Befreiung des Lachens, Dampf abzulassen."

Doch würden die Witze auch verdeutlichen, daß die NS-Gesellschaft keineswegs so gleichgeschaltet war, wie sich das Regime das immer gewünscht hatte. „Wer wird gerettet, wenn Hitler, Göring und Göbbels übers Meer fahren läßt und das Schiff umkippt. Antwort: Deutschland!" Neben einfachen Lachern gab es aber auch Witze, die Bilder transportierten: „Eine Köchin, die ohne Fett Bratkartoffeln bereiten sollte, begann die Hakenkreuzfahne über dem Herde hin und her zu schwingen. Auf die Frage nach dem Sinn ihres Tuns gab sie zur Antwort: ‚Unter dieser Fahne sind schon viele fett geworden!'"

Viel mehr Raum als die Witze an sich nehmen ihre Erklärungen und Erläuterungen ein. Auch wendet sich Herzog der Frage zu, ab wann Witze gegen das Regime gefährlich wurden und für wen sie Konsequenzen hatten. An zahlreichen Schicksalen verschiedener Komiker führt er auf, daß keineswegs alle gleich behandelt wurden. Einige waren zu prominent, um sie ins KZ zu bringen oder gar zum Tode zu verurteilen, andere hatten beispielsweise die ehemalige Geliebte von Göbbels als Unterstützerin.

„Heil Hitler, das Schwein ist tot" nimmt sich des Themas Lachen unter Hitler durchaus seriös an, nennt Entwicklungen und Hintergründe, zeichnet die Zeit und ihre Zwänge sensibel nach. In jeder Hinsicht lesenswert! *Bel*

***Rudolph Herzog: „Heil Hitler, Das Schwein ist tot – Lachen unter Hitler – Komik und Humor im Dritten Reich"**, Eichborn, Frankfurt / M. 2006, geb., 266 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr. 5772*



Inferno aus Blut und Tränen

Halbbrüder werden im Zweiten Weltkrieg zu Feinden

Die Sicherheitslage spitzt sich weltweit zu. Während die Nordkoreaner aufgrund der Versuche, Atombomben zu bauen, von der Uno und vor allem den Amerikanern Drohungen erhalten, diese zu stoppen, wartet man förmlich nur auf die nächste Schreckensmeldung aus der Zeitung über Selbstmordattentäter und Terroranschläge.

Zwei Weltkriege und viele kleine Kriege haben den Menschen weltweit das vergangene Jahrhundert nicht leicht gemacht.

Ottilie Amthauer möchte mit dem Buch „Drei Brüder" an die Schicksalsschläge und Widrigkeiten erinnern, die zwangsläufig mit Kriegen Hand in Hand gehen, und davor warnen, damit es in Zukunft gar nicht mehr soweit kommen möge.

„Als Karl Wenden in die russische Kriegsgefangenschaft geriet, war nicht abzusehen, wann und wie dieser Krieg einmal enden würde. Es war noch zu Anfang des Krieges und jedes Land, das sich im Kriegszustand befand, glaubte an seinen Sieg, an den gerechten Sieg. Aber was ist an einem Krieg gerecht? Er schafft eigene Gesetze und setzt eigene Maßstäbe. Die Menschen, die hinein geschleudert werden in das Inferno aus Blut und Tränen, glauben zuerst an die Gerechtigkeit ihres Kampfes, bis sie einsehen müssen, daß es diese nicht gibt – bei keinem Volk."

In der Zeit der russischen Gefangenschaft im Ersten Weltkrieg lernt Karl Wenden die deutschstämmige Alwine Leis kennen. Er findet in ihrem Hause, welches ihn in der Fremde an sein eigenes erinnert, bald eine zweite Heimat und vergißt fast seine Frau Frederike, die in Deutschland auf ihn wartet. Als die Zeiten im damaligen Rußland aufgrund des Kommunismus für Deutsche immer gefährlicher werden, flieht Karl mit einem Kameraden zurück nach Deutschland. Was er nicht weiß, ist, daß Alwine bereits sein Kind unter dem Herzen trägt.

Wieder daheim auf dem Hof der Familie Wenden wartet viel Arbeit auf den Heimkehrer, und bald ist auch seine Frau Frederike guter Hoffnung. Zwei Söhne schenkt sie ihrem Mann, den dunkelhaarigen Lockenkopf Christian und den blonden Karl, der ohne von dessen Existenz zu wissen, seinem russischen Halbbruder Paul zum Verwechseln ähnlich sieht.

Viele Jahre später, als die Söhne in den Zweiten Weltkrieg ziehen müssen, werden sich die Halbbrüder begegnen und als Feinde gegenüberstehen.

„Der Reiter stürzte ... und ein Bein lag unter dem Pferdeleib eingeklemmt. Paul sprang mit seinen Männern hinzu und wollte helfen, der Deutsche aber hatte blitzschnell seine Pistole gezogen und legte auf Paul an. Der aber sah weder die Pistole, noch seine Freunde. Er sah nur das Gesicht des Deutschen – es war sein Gesicht ..."

Ottilie Amthauer berichtet je über einen gewissen Lebensabschnitt von Vater und Söhnen. Sehr anschaulich beschreibt sie, was die jeweilige Person in dem gewissen Lebensabschnitt erlebte.

Im Epilog stellt die Autorin noch einmal der Tragik nach, die der Krieg für die Familie Wenden mit sich brachte, obwohl doch alles so schön und idyllisch hätte sein können, und erreicht somit, daß der Leser spätestens auf der letzten Seite zu hoffen beginnt, daß ihm beziehungsweise seiner Familie niemals ein solches Schicksal ereilen möge. *A. Ney*

***Ottilie Amthauer: „Drei Brüder"**, PS Verlag, Eberswalde, 445 Seiten, 16,80 Euro, Best.-Nr. 5166*

Günter Rohrmoser
Konservatives Denken im Kontext der Moderne
Gesellschaft für Kulturwissenschaft

Endlich umdenken

Günter Rohrmoser fordert eine konservative Kulturrevolution

Günter Rohrmoser stellt dem jüngsten seiner vielen Bücher ein Wort John Stuart Mills voran: „In jeder politischen Ordnung, die dauerhaft existiert hat, gab es einen Fixpunkt, etwas, was die Menschen übereingekommen waren, für heilig zu halten ... Wir meinen ein Gefühl gemeinsamen Interesses unter denjenigen, die unter derselben Regierung leben, daß ... sie das Gefühl haben, ein Volk zu sein, daß sie ihr Los teilen." Da dies von einem Klassiker des utilitaristischen Liberalismus des 19. Jahrhunderts stammt, stellt der ehemalige Ordinarius für Sozialphilosophie und Professor für Politische Philosophie der Universitäten Stuttgart-Hohenheim und Stuttgart damit klar: Das Konservative ist nichts Gestriges nur für Konservative, sondern für alle, welche die Zukunft lebenswert gestalten wollen. So wirbt er zunächst für eine konservative Kulturrevolution, um die erfolgreiche Kulturrevolution der Frankfurter Schule, welche die Wirklichkeit mit fatalen Folgen für den einzelnen und die Gesellschaft umwertete, wiedergutzumachen durch: Wiedergewinnen des Geschichts-, Traditions-, Kulturbewußtseins, das als konsensbildende, erhaltende Kraft der Gesellschaft notwendig ist, ohne das die simpelsten, beruflich nötigen, von der Schule zu vermittelnden Kulturtechniken verlorengehen und ohne die beispielsweise kein eingewanderter Türke für die Integration zu gewinnen ist. Ferner die Wiederherstellung der Familie und ihre Befreiung von quasi-totalitären staatlichen Eingriffen; er fordert Schlußfolgerungen aus dem gescheiterten Glauben an Wachstum, Sozialverteilung und Selbstverwirklichung und anderes mehr. Kurz: Er fordert einen neuen, zukunftsgewandt konservativen, an der Wirklichkeit orientierten Ansatz, mit dem wir „an Stelle von Utopien, Illusionen und Träumen die Notwendigkeit ... den Imperativ der Selbstbehauptung verinnerlichen. Wenn ... etwas bis in die Wurzeln konservativ ist, dann natürlich die Auseinandersetzung, in der nur Sachverstand und Vernunft gilt."

Rohrmoser läßt eine Reihe konservativer Denker des 19. und 20. Jahrhunderts sprechen, besonders Carl Schmitt und Arnold Gehlen. Dabei gelingt ihm etwas Bewundernswertes: Er macht ihre für das Thema wichtigen Kerngedanken und deren Bedeutung so lebensnah klar, daß es selbst für den philosophischen Laien spannend und lehrreich ist. Die Moderne ist nach Gehlen ein „wissenschaftlich-technisch-industrieller ... Riesenapparat", „an dem das schiere Überleben der Menschen hängt", der aber quasi-archaisch unveränderbar ist. Dazu macht die durch die linke Kulturrevolution erzeugte Ignoranz die Menschen „zum beliebig disponiblen Material ständiger Transformation", wobei der Fortschrittsprozeß zu einer Neuschöpfung aus dem Nichts wird, weil das zu Verändernde mit der Veränderung verschwindet, wodurch wiederum die Sinnhaftigkeit eines „Fortschritts" gar nicht mehr feststellbar ist.

Der Hegelsche Staat geistiger und sittlicher Autorität erhält die Substanz der Freiheit und schützt sie vor der Gesellschaft. Diese kann nämlich, wie Alexis de Tocqueville am Beispiel der USA bereits vor über 160 Jahren erkannte, in die „sanfte Despotie" abgleiten, in der wie zum Beispiel in Deutschland, eine Political Correctness herrscht, „wie sie in einem autoritären Staat kaum besser funktionieren könnte".

Im wertneutralen Staat sind Verfassung und Gesetze rein formale Regelmechanismen. Rohrmoser, der merkwürdigerweise der Siegerversion der Ursachen des Zweiten Weltkriegs glaubt, fragt zu Weimar angesichts der damaligen Wahl zwischen marxistischem und nationalen Einheitsstaat allerdings politisch unkorrekt: „War es ein Verbrechen, daß in dieser Situation ein großer Teil des deutschen Bürgertums sich für die Nation entschieden hat?"

Für Rohrmoser ist der sowohl geistlich wie weltlich geltende Islam mit dem Christentum inkompatibel. Nur dieses ist auch dem Sünder in Nächstenliebe verbunden. Die Weisheit des alten Europa hatte, indem es dem Feind die gleiche Würde zuerkannte, den Krieg politisch und rechtlich so eingehegt, das wirklicher Friede möglich wurde. Auch müsse das deutsche Volk im Gegensatz zur deutschen Praxis in vielen Fragen mitsprechen können. Mit Fichte ist der Autor überzeugt: „Die Deutschen müßten Volk werden, nicht aus rassistischen, ethnischen ... geschichtlich-traditionellen Gründen, sondern um Willen des Christentums."

Dem, der meint, die oft religiöse Begründung konservativer Gedanken sei in der modernen Welt für Mensch, Volk und Staat nicht bedeutsam, beschert Rohrmoser große Klarheit über unsere Probleme und einen Schatz fundierter Gedanken für mögliche Lösungen, die unserer kurzatmigen, mechanistischen Reformflickschusterei haushoch überlegen sind. Das Buch ist daher eine vorzügliche Orientierungshilfe. *M. Backerra*

***Günter Rohrmoser: „Konservatives Denken im Kontext der Moderne"**, Gesellschaft für Kulturwissenschaften, Bietigheim 2006, geb., 325 Seiten, 22,75 Euro, Best.-Nr. 5923*



Losgelöst

Vagabundentochter erzählt

Jahrelang führte Jeanette Walls ein Leben, das einem Versteckspiel glich. Niemand sollte erfahren, wer sie wirklich war und woher sie kam. Sie schämte sich für ihre Eltern, denen ihre Träume wichtiger waren als das Wohl ihrer Kinder. Jeanette und ihre drei Geschwister übernachteten in Pappkartons, liefen tagelang mit knurrenden Mägen und in abgetragenen Kleidern herum.

Jeanettes Vater war ein begabter Erfinder und Geschichtenerzähler, der seiner Tochter die Mathematik und Physik erklärte, mit ihr auf Dämonenjagd ging und ihr einen Stern am Himmel schenkte. Ihre Mutter glaubte unbekümmert an die Kunst. Die Familie lebte ein unkonventionelles und unabhängiges Leben, das den Kindern anfangs noch abenteuerlich und vergnüglich erschien, mit den Jahren aber immer trauriger und unerträglicher wurde.

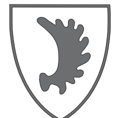
Immer häufiger mußten sie in Nacht-und-Nebel-Aktionen ihren Wohnort wechseln auf der Flucht vor Gläubigern, das Lügengebäude, das die Eltern aufgebaut hatten, bekam Risse und zerbrach wie das „Schloß aus Glas", das der Vater zu bauen versprach, wenn er erst einen Durchbruch mit seinen Erfindungen geschafft habe. In Wirklichkeit war der Vater ein notorischer Träumer und Alkoholiker, die Mutter, von Hause aus wohlhabend, flüchtete sich in die Welt der Kunst, statt sich der Realität zu stellen.

Die Kinder sahen sich schließlich gezwungen, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen, indem sie sich organisierten, kleine Jobs zum Überleben annahmen, sich um ihre Schul- und Berufsausbildung in Eigeninitiative kümmerten und es so schafften, dem Nomadendasein ihrer Eltern zu entfliehen.

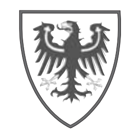
Erst als Jeanette Walls bereits eine erfolgreiche Journalistin geworden war und den Sprung in ein Luxusleben in New York geschafft hatte, entschloß sie sich dazu, mit der Unterstützung ihrer Geschwister und ihres zweiten Ehemannes John, ihre Erinnerungen zu Papier zu bringen.

Es ist ein unsentimental und ehrlich geschriebenes Buch, das sich durch die bewegenden und mitreißenden Schilderungen der unglaublich verrückten, aber auch unverantwortlichen Lebensweise einer Familie wie ein spannender Abenteuerroman liest. *Michaela Wagner*

***Jeanette Walls: „Schloß aus Glas"**, Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg, geb., 384 Seiten, 19,95 Euro, Best.-Nr. 5924*



Das Ostpreußenblatt



Nr. 45 – 11. November 2006

Worte Herders als »Wegzehrung«

Frauenreferentin und Schriftführerin der Landesgruppe Thüringen suchten mit zehn Gleichgesinnten die Verständigung

Ein verständigungspolitisches Begegnungsseminar führte eine zwölfköpfige Gruppe der LO-Landesgruppe Thüringen in die Heimat. An einem Dienstag fuhr das Dutzend mit einem Kleinbus aus dem etwa 20 Kilometer nördlich von Erfurt gelegenen Sömmerda in Richtung Maldeuten, Kreis Mohrungen. Dort waren sie im Hotel „Dworek Sople" untergebracht. In dem ehemaligen Herrenhaus herrschte eine sehr angenehme Atmosphäre und die Unterkunft wie auch die Verpflegung gaben auch keinen Grund zur Beanstandung. Von hier aus wurden Exkursionen nach Mohrungen, Rogehnen, Mühlhausen, Pr. Holland und Frauenburg unternommen. Überall wurden sie bereits erwartet und herzlich empfangen.

An ihrem zweiten Tag in Ostpreußen besuchten sie das Herder-Museum in Mohrungen, wo sie Ursula Manka von der „Deutschen Minderheit" in Mohrungen durch die Ausstellungsräume herumführte. Jedes Exponat ist in polnischer und deutscher Sprache beschriftet. Die polnische Museumsführung hatte Verständnis, daß alle Erläuterungen in deutscher Sprache erfolgten. Besondere Beachtung fanden Herders Aussagen zur Sprache, sein Verhältnis zu slawischen Völkern und seine Leistungen hinsichtlich der Volksliedersammlung. Herders Worte über die Macht des Menschen notierten sich viele Teilnehmer, um sie als „Wegzehrung" mitzunehmen: „Der Mensch hat in sich die Macht, nicht nur die Gewichte zu stellen, sondern auch selbst auf der Waage Gewicht zu sein."



Eine der ersten Stationen: Seminargruppe vor dem Herder-Museum — Foto: Dietel

Im Anschluß an das Museum wurde die Johanniterstation besucht, eine Hilfsmaßnahme aus der Bundesrepublik Deutschland für deutsche und polnische Bürger. Hier war vom Verein der „Deutschen Minderheit" liebevoll der Tisch gedeckt worden.

Bei einer Tasse Kaffee und selbstgebackenen Krapfen berichtete die Vorsitzende des Vereins über ihre Arbeit. Sie betonte, daß es durch das zunehmende Alter der Menschen sehr viele Kranke und sozial Schwache zu betreuen gebe. Oft wohnten Menschen vereinsamt in Dörfern, die junge Generation sei wegen Arbeitsmangel weggezogen. Die Renten der zur „Deutschen Minderheit" gehörenden Personen seien wegen fehlender Arbeitsjahre in der Nachkriegszeit gering. „Man ist zufrieden, wir richten uns ein", sagte sie. Die Verbindungen zur Bundesrepublik Deutschland seien durch Geldmangel eingeschränkt. Es sei günstiger, ein Ferienlager in Mohrungen zu organisieren, als den Kindern den Besuch eines Ferienlagers in der Bundesrepublik zu finanzieren. Die Zwölf entnahmen den Gesprächen, daß Hilfe erwartet wird, und überreichten Geschenke.

Am dritten Tag besuchten sie die Schule in Rogehnen. Auch hier bereitete die Direktorin der Schule dem Dutzend einen herzlichen Empfang. Die Lehranstalt wurde nach 1945 gebaut; sie macht einen sauberen und ordentlichen Eindruck. Einige Räume wurden den Gästen gezeigt. Der Religionsunterricht in einer Klasse wurde unterbrochen. Schüler wurden aufgefordert, zu zeigen, was sie im Deutschunterricht gelernt haben. Es wird von der ersten bis zur zehnten Klasse Deutsch gelehrt. Es zeigt sich, daß von Seiten der deutschen Gruppe über die Enkelkinder eine gute Verbindung zur jungen Generation besteht. Im Lehrerzimmer wurde anschließend außer über Europa auch über die unterschiedlichen Schulsysteme in der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen diskutiert. So erfolgt in den polnischen Schulen die Differenzierung erst ab Klasse sieben.

Der Empfang war überall herzlich

Nach dem Besuch der Schule geht es weiter nach Mühlhausen, wo die Gruppe herzlich von der Bürgermeisterin, Frau Semmerling, und ihren Mitarbeiterinnen begrüßt wurde. Zur Begrüßung überreichte die Frauenreferentin der LO-Landesgruppe Thüringen, Margarete Ritter, Salzheringe und frischte damit die Sage von der Salzhering-Züchtung im Brennerteich auf. Die Bürgermeisterin hatte davon bereits gehört und freute sich darüber. Frau Ritter begründete mit der „Deutschen Ostsiedlung", weshalb Mühlhausen für das verständigungspolitische Begegnungsseminar ausgewählt wurde, und stellte mit dem Sammeln von Bausteinen für das gemeinsame Haus Europa den Seminarzweck vor. Herr Schwenzfeier aus dem thüringischen Mühlhausen berichtete über die Verwaltungsstruktur in seinem Bundesland im allgemeinen und in seinem Ort im besonderen. Teresa Kiwit, Deutschlehrerin an der zuvor besuchten Schule in Rogehnen, übersetzte sehr fließend, so daß die Bürger-

Fortsetzung auf Seite 12

Neues Stadtwappen

Gumbinnens neues Symbol schließt an deutsche Tradition an

Von Karin Banse

Große Freude herrschte bei den Gumbinnern, als der stellvertretende Bürgermeister ihrer Stadt Alexander Bogdanow während der Feierstunde der Kreisgemeinschaft in Bielefeld eine Fahne mit dem neuen Stadtwappen übergab. In die Planungen zur Neugestaltung des Stadtwappens war die Kreisgemeinschaft schon vor einem Jahr einbezogen worden. Bei einem Gespräch in Gumbinnen hatte Bürgermeister Nikolai Zukanow die beabsichtigte Neugestaltung vorgestellt und die Gumbinner um Vorschläge gebeten. Der Vorsitzende der Kreisgemeinschaft Eckard Steiner griff diese Gelegenheit auf. Vom Vorstand wurde eine Stellungnahme erarbeitet, und es wurden Änderungsvorschläge weitergereicht. Während das Wappen aus der Sowjetzeit keinen Bezug zur Geschichte der Stadt aufwies, knüpft das neue Wappen der Stadt Gumbinnen an das historische Vorbild an und enthält Gestaltungselemente des alten Stadtwappens. Es zeigt auch das Wahrzeichen der Stadt, den Elch. Das Standbild von Ludwig Vordermayer war schon 1991 durch Unterstützung der Kreisgemeinschaft Gumbinnen aus dem Zoo in Königsberg zurück in seine Heimatstadt gebracht worden.

Das zwischenzeitliche Wappen aus der Zeit der UdSSR sah eher aus wie ein Betriebslogo

Wappen der Stadt Gumbinnen von 1724: Nach den Heraldikregeln hätte der preußische Adler auf weißem Grund stehen müssen. Ein entsprechendes Wappen von 1936 setzte sich jedoch nicht durch.

Wappen der Stadt zur Sowjetzeit: Eher wie ein Firmenlogo für die damaligen Großbetriebe



Neues Stadtwappen: Mit dem schwarzen Pfeil und Akanthus-Blattwerk auf rotem Grund ist es dem deutschen Wappen angelehnt, und auch mit dem Elch, dem Wahrzeichen der Stadt, greift es Traditionen aus der Zeit vor der sowjetischen Besetzung auf.



Foto: Matt

Schwedens Generalkonsulat

Neuer Generalkonsul

Manne Wängborg wird Generalkonsul Schwedens im Königsberger Gebiet. Nachdem die offiziellen Formalitäten zwischen Stockholm und Moskau erledigt sind, erfolgt der Amtsantritt. Wängborg tritt dann die Nachfolge von Erik Hammarskjöld an, der bereits im September in seine skandinavische Heimat zurückgekehrt ist. In der Zwischenzeit nimmt May Andersson die Aufgaben wahr.

Vor vier Jahren fiel in Schwedens Außenministerium die Entscheidung, im Königsberger Gebiet eine konsularische Vertretung zu unterhalten. Im März 2003 nahm Hammarskjöld in einem vorläufigen Büro seine Arbeit auf. Seine Hauptaufgabe bestand darin, dem Generalkonsulat eine angemessene Bleibe zu organisieren. In der Körteallee 29 wurde er fündig. Der anschließende Umbau dauerte etwa zwei Jahre. Am 17. Februar dieses Jahres erfolgte die offizielle Eröffnung durch die schwedische Außenministerin, Laila Freivalds. Schwedens Generalkonsulat wurde damit das erste und bislang einzige in der Exklave, in der Russen Schengenvisa erhalten können. *Armin Matt*

Worte Herders als ...

Fortsetzung von Seite 11

meisterin am Gespräch durch Fragen und Antworten teilnehmen konnte. Die Wirtschaft in Mühlhausen / Thüringen wurde vorgestellt, und die Beziehungen zu den Nachbarvölkern wurden thematisiert. Die touristischen, kulturellen Attraktionen Mühlhausens wurden durch mitgebrachte Prospekte verdeutlicht, Video, Bildband und Chronik wurden als Gastgeschenke überreicht. Sie sei überwältigt von Mühlhausen, erwiderte die Bürgermeisterin und zeigte Interesse, die Stadt kennenzulernen, von der sie meint, so manches lernen zu können.

Anschließend hielt Margarete Ritter ein Referat mit dem Titel „Vom Verständnis füreinander, zur Verständigung". Ausgehend von der gemeinsamen jüngeren Geschichte, die beiden Völkern Not und Elend gebracht hat, erläuterte sie den Standpunkt der Ostpreußen zu den neuralgischen Punkten. Es habe Schuldige und Unschuldige getroffen. Unrecht lasse sich nicht gegen Unrecht aufrechnen. Kollektive Schuld und Verantwortung würden ausgeklammert. Auch Schuldbekenntnisse seien kein angemessenes Zeichen der Verständigungsbereitschaft. Zum Dialog gebe es keine Alternative. Mit dem Wissen über die Vergangenheit, wolle man die Gegenwart besser verstehen. Die Jugend sei Gestalter der Zukunft. Die anwesenden Kinder hätten bereits erste Erfahrungen im Verstehen gesammelt.

Die zustimmenden Gesten der Zuhörer schon während des Referates und die abschließenden Worte von polnischer Seite, daß es keine Alternative zum Dialog gebe, bestätigten, daß die Deutschen verstanden wurden. Das gilt auch für ihr Anliegen, zwischen den Städten eine Partnerschaft aufzubauen. Herr Schwenzfeier überreichte als Präsent Pflaumenmus aus „seinem" Mühlhausen und Sekt mit dem Etikett „Mühlhausen". Die Bürgermeisterin schenkte den Deutschen Ansichtskarten von ihrer Stadt. Die Verabschiedung erfolgte mit herzlichem Umarmen.

Am darauffolgenden Tag ging es zur „Deutschen Minderheit" nach Pr. Holland, wo die Gruppe gleichfalls schon erwartet und herzlich begrüßt wurde. Die „Deutsche Minderheit" trifft sich jeden Freitag in ihrem Vereinsraum. Die Schriftführerin der LO-Landesgruppe Edeltraut Dietel vertrat in ihrem einleitenden Wortbeitrag die These, daß es gelte, im neuen Haus Europa das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen auf eine neue Grundlage zu stellen. Man müßte sehr nüchtern und ohne Illusionen die Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer solchen Nachbarschaft überprüfen. Die Geschichte zeige, daß es viele Gemeinsamkeiten gebe. Alle Ereignisse erforderten die Sicht ihrer Zeit.

Von Seiten der Heimatverbliebenen bemerkten Teresa Kiwit und auch die Vorsitzende des Vereins der „Deutschen Minderheit" Inge Obiala, daß der „nationale Schmerz" niemals bei einem Dialog im Vordergrund stehen dürfe, man müsse vielmehr vorwärts schauen. An Stelle des patriotischen Stolzes sollte es zu einer ruhigen und sachlichen Beurteilung kommen. Es sei ein gutes Zeichen, daß polnische und deutsche Wissenschaftler sich gemeinsam der gemeinsamen Geschichte widmen. Abschließend wurde festgestellt, daß es genügend Baustoff für Denkmale nationaler Größe gebe, aber auch genügend Bausteine für ein Gebäude künftiger deutsch-polnischer Verständigung.





Eine der letzten Stationen: Seminargruppe vor dem Gedenkstein an die Flucht über Haff und Nehrung in Frauenburg Foto: Dietel

Sehr bewegt berichteten alle Teilnehmer über ihr eigenes Schicksal. Mit wenig Worten brachten sie ihre Überzeugung zum Ausdruck, daß sich ein Krieg zwischen den beiden Völkern nie wiederholen dürfe. Frau Obiala erhielt als Vorsitzende des Vereins der „Deutschen Minderheit" von der Gruppe aus Thüringen viele Geschenke, die sie an bedürftige Menschen verteilen will. Anschließend erfolgte eine Stadtrundfahrt einschließlich Besichtigung geschichtsträchtiger Bauten.

Am letzten Seminartag fuhren die Zwölf über Cadinen, wo sich ein großes Gestüt befindet, entlang dem Frischen Haff nach Frauenburg. Hier legten sie am Gedenkstein für die 450 000 Ostpreußen, die bei Kriegsende vor der Roten Armee über Haff und Nehrung flohen, ein Gebinde nieder mit den Worten des ersten Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland Theodor Heuß: „Das Geheimnis der Versöhnung ist die Erinnerung." *LGT*

Lewe Landslied und Familienfreunde,

der November ist da mit trübem Grau, Sturm und Kälte und mit den Gedenktagen an diejenigen, die nicht mehr unter uns weilen. Da gehen die Gedanken weit in die Vergangenheit zurück, es machen sich alte Narben bemerkbar, die noch immer schmerzen. Namen tauchen in der Erinnerung auf, die man vergessen glaubte, man denkt an Ereignisse, die das eigene Schicksal mitbestimmten, es fallen einem Worte ein, die bisher ungesprochen blieben. So ergeht es unserer Heimatgefährtin **Eva Weidlich**, wenn sie an den Totensonntag denkt. Denn an einem solchen wurde sie vor 73 Jahren in Raging, Elchniederung geboren. Für die Eltern **Erna** und **Ewald Hoffmann** blieb es ein Tag des Schreckens, denn kurz nach der Geburt brach in ihrem Haus ein Feuer aus, und nur einem Nachbarn war es zu verdanken, daß Mutter und Kind am Leben blieben: Er rettete sie unter Einsatz des eigenen Lebens aus dem brennenden Gebäude. Doch davon erfuhr Frau Weidlich erst sehr viel später, um so gravierender war für sie dieses Ereignis, so daß sie sich noch immer damit beschäftigt. Wie schnell hätte ihr Leben ausgelöscht werden können, kaum, daß es begonnen hatte, wäre der Nachbar nicht gewesen. Spät, aber nicht zu spät möchte sie ihm danken – über uns, denn sie will ihrem Lebensretter damit einen besonderen Dank abstatten. So übermitteln wir ihn hiermit an Herrn **Walter Lunk** in Bad Langensalza, den es wahrscheinlich sehr berühren wird, daß das Neugeborene, das er aus dem Feuer holte, nun im späten Alter noch an ihn und seine rettende Tat denkt.

Mit ihrer Geburt beschäftigt sich noch immer – oder vielmehr erst jetzt – **Ursula Waltraud Müller**, denn sie wurde schon in der Insterburger Frauenklinik, in der sie am 20. April 1943 als uneheliches Kind einer sehr jungen Mutter zur Welt kam, adoptiert. Erst vor einem Jahr erfuhr sie, daß sie nicht das leibliche Kind der Frau war, die sie immer für ihre Mutter gehalten hatte. Sie sucht nun nach einer Familie **Rehberg** aus den Kreisen Insterburg oder Wehlau, denn diesen Namen trug sie bei ihrer Geburt. Wir haben darüber in Folge 30 ausführlich berichtet. Bislang kamen nur Suchhinweise, aber es ergab sich nichts Konkretes. Frau Müller läßt die Tatsache, daß sie ihre leibliche Mutter nie gekannt hat, nicht los, und sie bat uns jetzt, folgenden Text zu veröffentlichen:

„Mehr als ein halbes Jahrhundert habe ich verbracht in dem Bewußtsein, meine Familie zu kennen. Und nun – mit über 60 Jahren! – spielt mir der Zufall die Erkenntnis in die Hände, daß meine ‚Mutter' mich zwar von Kindesbeinen an geliebt und gepflegt, auf der Flucht aus Ostpreußen sogar gerettet ... aber nicht geboren hat! Ich habe erfahren, daß ich die Tochter eines damals minderjährigen Mädchens bin, das mich nach der Geburt nicht behielt. So kam ich als Säugling zu meiner Pflegefamilie, als deren Teil ich mich fühle und soweit wie möglich auch nach wie vor betrachte. Dennoch: Seit ich weiß, daß meine leibliche Herkunft ungeklärt ist, beschäftigt mich dieses Problem. Ich suche Schicksalsgenossen und Gesprächspartner, die ähnlich betroffen sind. Ich suche Menschen, die ihre Familie spät kennenlernten oder gar nicht mehr ausfindig machen konnten, die aber meine Empfindungen verstehen können. Wenn Sie selbst in einer ähnlichen Lage waren oder sind, auch wenn Sie Betroffene kennen, wäre ich über einen Kontakt und Austausch sehr froh."

Soweit unsere Leserin, die längst erwachsen ist und plötzlich auf der Suche nach ihren Wurzeln ist. Ich weiß, daß wir bereits mehrere ähnliche Fälle in unserer Familie behandeln haben, was auch für mich als Vermittlerin nicht immer leicht ist, da man sehr behutsam vorgehen muß. Aber es gab schon glückliche Lösungen, wenn Halbgeschwister, die nie voneinander gehört hatten, sich fanden. Hoffen wir also weiter! Zuschriften an Uta Müller, Sankt-Göres-Straße 36 in 40489 Düsseldorf, Telefon (02 11) 40 03 43.

Im nächsten Falle geht es auch um eine Adoption, allerdings wurde das Kind erst im Alter von acht Jahren adoptiert – nach dem Tod der Eltern. Die Familie **Basteck** wohnte in Klenzkau, die Eltern arbeiteten auf dem Gut des Besitzers **Grabski**. Tochter **Christel** wurde am 20. August 1930 geboren, vier Jahre später kam ihre Schwester **Adele** zur Welt. Als die Eltern 1938 verstarben, wurde Christel von der Familie Grabski adoptiert. Ihre jüngere Schwester kam in die Obhut einer anderen Familie. Christel gelangte nach der Vertreibung nach Bremen, wo sie noch heute als Christel **Fröse** lebt. Immer hat sie ihre Schwester Adele gesucht, aber nie gefunden. Wir bekamen den Suchwunsch von anderer Seite zugesandt, an die anscheinend der Ruf gelangt ist, daß wir immer noch nach so vielen Jahren Familien zusammenführen können, die durch Krieg und Flucht auseinander gerissen wurden. Deshalb sollen Zuschriften auch an den Betreuer von Frau Fröse, Herrn **Pietsch**, Telefon (01 77) 8 92 24 16, gerichtet werden.



Die ostpreußische Familie

Ruth Geede Foto: privat

Ja, unsere Ostpreußische Familie hat sich schon eine feste Mittlerposition geschaffen, und sie könnte getrost den bekannten Werbeslogan auch für sich beziehen: Wenn du nicht weiter weißt ... dann wende dich an die Ostpreußische Familie! Das tat auch Herr **Leuther von Gersdorff**, indem er uns bat, das Bild eines Hauses aus Memel zu veröffentlichen, um den genauen Standort zu erfahren. Das hat prompt geklappt, denn eine alte Memelerin, **Sabine Klink** geborene **Ogilski**, meldete sich aus Rosenheim und teilte Herrn von Gersdorff mit, daß das Haus auf dem Friedrichsmarkt in der Altstadt von Memel steht. Und nun setzt wieder unsere Mittlerrolle ein: Ehe Herr von Gersdorff feststellte, daß sein Foto auf unserer Seite erschienen war, meldete sich ein vermutlicher Leser, aber dieser Brief ist leider ungeöffnet abhanden gekommen. Falls dieser Schreiber also bisher vergeblich auf eine Antwort wartet, so ist dies die Erklärung. Dank sei ihm trotzdem gewiß!

Auch **Sigrid Matthee-Kohl** konnte einen Erfolg verbuchen, zwar nicht direkt durch unsere Familie, denn ich hatte ihr den Rat gegeben, sich zwecks Suche nach ihrem Onkel **Franz** Matthee, * 1904 in Groß-Wersmeningken, an die Deutsche Kriegsgräberfürsorge zu wenden. Von dort erhielt sie Auskunft, daß ihr Onkel am 28. Februar 1945 im Kriegslazarett 1 / 615 verstorben und auf dem Waldfriedhof in Danzig-Langfuhr zur letzten Ruhe gebettet worden sei. Diese Frage ist also gelöst, nicht aber die nach dem Schicksal ihres Vaters **Heinz** Matthee, * 1914, der sich auch in jenen Tagen in Danzig-Langfuhr befand. Auch die Suche nach den Bildern ihres Großonkels **Albert Munier** aus Minge, der nach dem Krieg bei Hamburg (Schönningstedt / Bergedorf-Land) gewohnt hat, blieb bisher ohne Ergebnis. Trotzdem stellte Frau Matthee-Kohl noch eine neue Frage, die schon eher zu einem Erfolg führen dürfte. Ihr Großvater **Karl Plauk** und seine Ehefrau **Emilie**, geborene **Mattulat** aus Rauterskirch, betrieben in Königsberg ein Lebensmittelgeschäft im Haus Karl-Baer-Straße 16.

Kannte jemand diesen Kolonialwarenladen und kann sich an die Inhaber erinnern? Existiert vielleicht sogar noch ein Foto von Haus und Geschäft? Das wäre natürlich großartig. (Sigrid Matthee-Kohl, Hauptstraße 45 in 76865 Rohrbach, Telefon 0 63 49 / 74 50.)

Es berührt die Nachkommen eines verstorbenen Menschen oft eigenartig, wenn man dessen Nachlaß sichtet und darin auf Relikte einer längst vergangenen Zeit stößt. Für **Gernot Grübler** erwies sich jetzt ein kleines Heft aus dem Besitz seiner Mutter als Fundgrube, da er nun seine Lebenserinnerungen, an denen er arbeitet, vervollständigen kann. Aber noch wichtiger wäre es für ihn, wenn die darin enthaltenen Namen Gestalt annehmen könnten. Deshalb wendet er sich erneut an unsere Familie, obgleich seine vor einiger Zeit veröffentlichte Frage nach den Begleitumständen des im Oktober gestarteten Trecks von Weidenau nach Heinrikau bisher keine Resonanz erbrachte. In dem „Quittungsbuch", das seine Mutter trotz Flucht und vielfachem Wohnwechsel aufbewahrt hatte, sind die Namen der Haushaltsgehilfinnen vermerkt, die in den Jahren 1941 bis 1944 bei der Lehrerfamilie Grübler in Weidenau, Kreis Tilsit-Ragnit beschäftigt waren. Interessant ist die darin vermerkte Entlohnung, die einen Hinweis auf die damaligen Arbeitsbedingungen gibt. Herr Grübler besitzt noch Originalaufnahmen von den jungen Haushaltsgehilfinnen, die wahrscheinlich ihr Pflichtjahr bei der Lehrerfamilie ableisteten. Er hofft, daß sie Krieg und Vertreibung überstanden haben und sich jetzt bei ihm melden, denn er würde ihnen gerne Abzüge der Aufnahmen zur Verfügung stellen. Durch Heirat dürften sie wohl einen anderen Namen tragen. Es handelt sich um **Erika Pucknat**, (beschäftigt vom 1. April bis 15. Oktober 1941), **Erna Petrowsky**, (15. Oktober 1941 bis 31. Januar 1942), **Helene Hofft**, (1. April 1942 bis 30. November 1943) und **Lydia Brinkmann**, (1. Dezember 1943 bis 30. November 1944). Letztere begleitete die Lehrerfamilie auf der Flucht, zuerst im Treck bis Heinrikau und dann weiter nach Crossen / Sachsen. Anfang Dezember 1944 kehrt Lydia Brinkmann wieder nach Ostpreußen zurück – was ist wohl aus ihr und den anderen Mädchen geworden? (Gernot Grübler, Liegnitzerstraße 12 in 31246 Lahstedt, Telefon 0 51 72 / 20 65, Fax 0 51 72 / 32 79, E-Mail: gernot.gruebler@gmx.de.)

Ein Gedicht wird gesucht – neben den vielen, die mir bekannt sind und die ich deshalb nicht suchen muß. Aber dieses habe ich nicht gefunden. Der Text lautet ungefähr so: „Und trägt Dir Garben auch tausendfach der Liebe goldnes Feld. Ich weiß ein Lied, das im Winde weht; und es kommt der Tag, da Dein Herz versteht: Allein auf der Welt!" Andrea Pucknus sucht es für ihre Großmutter, die aus Kaltecken stammt und eine geborene **Ginnuth** ist. Da nur eine E-Mail-Adresse vorliegt (pucknus@wilbeck.de) können Antworten auch an mich gerichtet werden.

... und da kann ich gleich den Wunsch von unserer Leserin **Liesbeth Krüßel**, geborene **Dauter**, anschließen, die im August 2001 in ihrem Heimatort Ludendorff einen Landsmann getroffen hat, den sie nun dringend sucht. Ihr Appell richtet sich an Herrn **Heinz Oberst**: „Wir brauchen Ihre Hilfe! Eine Ludendorfferin versucht, eine Chronik über unseren Ort zu erstellen. Ich weiß, daß Ihre Kenntnisse über Ludendorff sehr groß sind. Bitte rufen Sie mich an!" Sie sehen, liebe Frau Krüßel, ich habe Ihre Bitte so schnell wie möglich veröffentlicht und hoffe, daß sie ebenso schnell erfüllt wird. (Liesbeth Krüßel, Ritterstraße 12 in 09111 Chemnitz, Telefon 03 71 / 64 13 31.)

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

Wir gratulieren ...

ZUM 100. GEBURTSTAG

Lentz, Hedwig, geb. Brozio, aus Lyck, jetzt Mecklenburger Weg 4, 25524 Itzehoe, am 16. November

Will, Gertrud, geb. Reddmann, aus Insterburg, Gartenstraße 10, jetzt Hindenburgdamm 71, 25421 Pinneberg, am 19. November

ZUM 99. GEBURTSTAG

Sadlowski, Hedwig, geb. Sonnenberg, aus Seeland, Kreis Johannisburg, jetzt Im Rauhen Holz 70, 44388 Dortmund, am 15. November

ZUM 98. GEBURTSTAG

Fröhlian, Anna, geb. Rohmann, aus Lyck, Morgenstraße 13, jetzt Dorfstraße 33, 17111 Lendelin, am 17. November

Panzer, Gertrude, geb. Hoffmann, aus Goldbach, Groß Köwe, Kreis Wehlau, jetzt Kölner Straße 74, 50321 Brühl, am 13. November

Tolksdorf, Otto, aus Königsberg / Metgethen, Königsweg 4, jetzt Ostendstraße 39 in 68623 Lampertsheim / Hessen, am 13. November

ZUM 97. GEBURTSTAG

Kozinowski, Paul, aus Lyck, Bismarckstraße 9, jetzt Tübinger Straße 3, 26125 Oldenburg, am 17. November

Schulz, Martha, geb. Rangnick, aus Wittenberg, Kreis Pr. Eylau, jetzt Untenende 39 A, 26842 Ostrhauderfehn, am 12. November

ZUM 96. GEBURTSTAG

Milewski, Elfriede, geb. Kerlies, aus Rehfeld, Kreis Treuburg, jetzt Am Forstgarten 16, 49214 Bad Rothenfelde, am 16. November

ZUM 95. GEBURTSTAG

Kukla, Otto, aus Eichenau, Kreis Neidenburg, jetzt Trappentreustraße 12, 85570 Markt Schwaben, am 14. November

Seyda, Milchen, geb. Meitza, aus Ulleschen, Kreis Neidenburg, jetzt Altenheim Aachener Straße 27, 47169 Duisburg

ZUM 94. GEBURTSTAG

Blask, Gertrud, geb. Skopnik aus Lötzen, jetzt Dammweg 1, 59558 Lippstadt, am 16. November

Leisner, Emilie, geb. Mallek, aus Illowo, Kreis Neidenburg, jetzt Tannenweg 27, 72654 Neckartenzlingen, am 16. November

Reitz, Martha, geb. Herbst, aus Lengfriede, Kreis Ebenrode, jetzt Heidburg, 17, 27711 Osterholz-Scharnbeck, am 16. November

Tiedke, Willy, aus Tapiau, Marktplatz, Kreis Wehlau, jetzt Canalstraße 15, 19300 Grabow, am 15. November

Tupschewski, Heinrich, aus Raschen, Kreis Ebenrode, jetzt Haunerbusch 19, 58566 Kierspe, am 13. November

Unruh, Gertrud, geb. Heßke, aus Follendorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt Thomas-Mann-Straße 2, 31224 Peine, am 11. November

ZUM 93. GEBURTSTAG

Braun, Elfriede, geb. Peter, aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt An den Voßbergen 33, 26133 Oldenburg, am 14. November

Busse, Gerda, geb. Bohl, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Montanstraße 8, 42799 Leichlingen, am 19. November

Czich, Charlotte, geb. Jeltsch, aus Osterode, jetzt Bünder Straße 14, 49084 Osnabrück, am 19. November

Kurschat, Hugo, aus Tewellen, Kreis Elchniederung, jetzt Reichenaustraße 234, 78467 Konstanz, am 19. November

Matzkewitz, Gerda, geb. Fleckenstein, aus Wehlau, Kleine Vorstadt, jetzt Neidenburger Straße 24, 31141 Hildesheim, am 17. November

Petersmann, Martha, geb. Dorka, aus Groß Schiemanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Leibnitzstraße 38, 46240 Bottrop, am 19. November

Sommerfeld, Herbert, aus Lyck, Hindenburgstraße, jetzt Hinter der Kirche 1 a, 19406 Sternberg, am 17. November

Westphal, Walter, aus Osterode, jetzt Oldenburger Landstraße 10, 23701 Eutin, am 13. November

ZUM 92. GEBURTSTAG

Gipner, Luise, geb. Sommerfeld, aus Lyck, jetzt In der Mersbach 28, bei Klein, 53757 St. Augustin, am 18. November

Gnossa, Erna, geb. Dudek, aus Klagendorf, Kreis Lyck, jetzt Hansmannstraße 2, Seniorenzentrum, 44227 Dortmund, am 18. November

Hasselberger, Elisabeth, aus Tawe, Kreis Elchniederung, jetzt Hohenlohestraße 5, 99885 Ohrdruf, am 15. November

Heiser, Margareta, geb. Willenberg, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Malchower Straße 16, 13089 Berlin, am 18. November

Heyn, Hildegard, aus Lyck, jetzt Bornstraße 10, bei Ruehmann, 20146 Hamburg, am 15. November

Liedke, Gerda, aus Tapiau, Königsberger Straße, Kreis Wehlau, jetzt Ernst-Barlach-Straße 4, 24768 Rendsburg, am 16. November

Marquardt, Lotte, geb. Petzkowski, aus Nareythen, Kreis Ortelsburg, jetzt Altstadtstraße 65 A, 51379 Leverkusen, am 15. November

Raszawitz, Eugen, aus Rehwalde, Kreis Elchniederung, jetzt Postillionseck 2, 21271 Hanstedt, am 16. November

Reinhold, Max, aus Ebenfelde, Kreis Lyck, jetzt Mulmshorner Weg 12, 27356 Rotenburg / Wümme, am 17. November

Skopnik, Ernst, aus Groß Stürlack, Kreis Lötzen, jetzt Lerchenstraße 12, 24589 Nortorf, am 19. November

Wunderlich, Fritz, aus Brücken, Kreis Ebenrode, jetzt Schulredder 13, 23743 Grömitz-Lenste, am 14. November

ZUM 91. GEBURTSTAG

Frassa, Paul, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Fröbelstraße 14, 40882 Ratingen, am 18. November

Kurapkat, Herta, geb. Oberpichler, aus Kleingrenzberg, Kreis Elchniederung, jetzt Burgstraße 7, 76855 Annweiler, am 18. November

Mischowski, Bruno, aus Lötzen, jetzt Johanniterstraße 35, 51065 Köln, am 16. November

ZUM 90. GEBURTSTAG

Danisch, Frieda, geb. Schlizio, aus Lyck, jetzt Eichenweg 45, 25451 Quickborn, am 14. November

Doehring, Helmut, aus Schönrohr, Kreis Elchniederung, jetzt Strandweg 8 A, 23570 Lübeck-Travemünde, am 14. November

Gerlach, Lisbeth, geb. Hoffmann, aus Heiligenbeil, Dietrich-Eckart-Straße 15, jetzt Knaackstraße 2, 10405 Berlin, am 19. November

Hildebrandt, Edelgard, geb. Bessel, aus Bieberswalde, Kreis Wehlau, jetzt Wassenweiler Hauptstraße 11, 79241 Ihringen, am 17. November

Kalisch, Karl, aus Groß Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Schimmelweg 24, 22159 Hamburg, am 13. November

Klekottka, Paul, aus Dreimühlen, Kreis Lyck, jetzt Auf dem Halm 16, 28717 Bremen, am 16. November

Obytz, Lieselotte, aus Lyck, jetzt Gotensstraße 84 a, 53175 Bonn, am 16. November

Plonus, Helene, geb. Riechert, aus Kloken, Kreis Elchniederung, jetzt Brauhausstraße 9, 58119 Hagen, am 17. November

ZUM 85. GEBURTSTAG

Bachor, Herbert, aus Altkiwitten, Kreis Ortelsburg, jetzt Erich-Rühmkopff-Straße 11, 31157 Sarstedt, am 15. November

Bublies, Helmut, aus Ruckenfeld, Kreis Elchniederung, jetzt Lemgoer Straße 15 A, 33604 Bielefeld, am 16. November

Czarnetzki, Karl, aus Kobulten, Kreis Ortelsburg, jetzt Weiherstraße 4, 77933 Lahr, am 13. November

Diesing, Elfriede, geb. Nimzik, aus Garbassen, Kreis Treuburg, jetzt Schützenstraße 4, 46119 Oberhausen, am 16. November

Fiedler, Hilde, geb. Kalweit, aus Tapiau, Rentenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Danziger Straße 2 E, 23611 Bad Schwartau, am 14. November

Friederici, Liselotte, aus Groß Heidenstein, Kreis Elchniederung, jetzt Waldweg 14, 21442 Toppenstedt, am 14. November

Goetzke, Wolfgang, aus Grüneberg, Kreis Elchniederung, jetzt Inn der Esche 7, 44339 Dortmund, am 14. November

Grohnert, Emil, aus Partheinen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Störstraße 7, 24539 Neumünster

Kannenberg, Horst, aus Reuß, Kreis Treuburg, jetzt Arngaststraße 4, 26382 Wilhelmshaven, am 14. November

Krämer, Gerhard, aus Tapiau, Kleinhof, Kreis Wehlau, jetzt Molierestraße 16, 26129 Oldenburg, am 19. November 1921

Krieger, Fritz, aus Großudertal, Kreis Wehlau, jetzt Platanenstraße 40, 65428 Rüsselsheim, am 16. November

Krüger, Lydia, geb. Zielasek, aus Liebenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Walhallastraße 10, 32108 Bad Salzuflen, am 19. November

Kummetz, Ruth, aus Erlen, Kreis Elchniederung, jetzt Zum Schäfershof 17 A, 49088 Osnabrück, am 13. November

Kuttkuhn, Franz, aus Ellerbach, Kreis Ebenrode, jetzt Falkenstraße 19, 48268 Greven, am 14. November

Langkeit, Horst, aus Seebrücken, Kreis Lyck, jetzt Revalweg 4, 59494 Soest, am 16. November

Matschuck, Elli, geb. Toll, aus Pillkoppen, Kurische Nehrung, Kreis Fischhausen, jetzt Londonstraße 20, 37079 Göttingen, am 18. November

Mützenich, Lore, geb. Dalades, aus Treuburg, Poststraße 24, jetzt Mozartstraße 1, 52399 Merzenich, am 16. November

Panzer, Heinz, aus Klein Friedrichsdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Wilhelmstraße 52, 64354 Reinheim, am 13. November

Reiner, Albrecht, aus Lötzen, jetzt Elisa-Seniorenstift, Apt. 167, 71638 Ludwigsburg, am 18. November

Sarkowski, Else, aus Gusken, Kreis Lyck, jetzt Uhlandstraße 23, 59555 Lippstadt, am 15. November

Scherf, Anna, geb. Kobialka, aus Seedorf, Kreis Lyck, jetzt Lerchenweg 1, 79312 Emmendingen, am 13. November

Sobottka, Hildegard, geb. Müller, aus Imten, Kreis Wehlau, jetzt Alter Postweg 4, 21781 Cadenberge, am 13. November

Tröbinger, Mia, geb. Bahl, aus Lötzen / Wissowatten, jetzt Dr.-Glatz-Straße 11, A-6020 Innsbruck / Österreich, am 15. November

ZUM 80. GEBURTSTAG

Aßmann, Erika, geb. Wunder, aus Klaussen, Kreis Lyck, jetzt Kampwinkel, 49078 Osnabrück, am 17. November

Braun, Christa, aus Jastrow / Pommern, jetzt Ritterstraße 7, 41564 Kaarst, am 14. November

Clausen, Edeltraut, geb. Gleba, aus Klein Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Tiefenblöken 14, 24594 Höhenwestedt, am 15. November

Gudat, Eva, geb. Hennig, aus Tapiau, Zum Rosengarten, Kreis Wehlau, jetzt Plauer Chaussee 6, 18292 Krakow, am 18. November

Hartwig, Otto, aus Lack, jetzt Breiter Weg 23, 25704 Meldorf, am 13. November

Hermes, Renate, geb. Schwarz, aus Dippelsee, Kreis Lyck, jetzt Hoffnung 7, 42655 Solingen, am 13. November

John, Lotte, aus Ebenfelde, Kreis Lyck, jetzt Belmerstraße 5, 49191 Belm, am 16. November

Kubbilun, Liesbeth, geb. Schwabe, aus Damerau, Kreis Ebenrode, jetzt Ewartsweg 34, 52441 Linnich, am 15. November

Krosta, Bernhard, aus Reinkental, Kreis Treuburg, jetzt Bramhorst 4, 46499 Hamminkeln, am 17. November

Kunze, Waltraud, geb. Dittkuhn, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Marienthaler Straße 34, 08060 Zwickau, am 17. November

Kutzinski, Heinz, aus Tannau, Kreis Treuburg, jetzt Gröpelstraße 7, 27632 Dorum, am 15. November

Laux, Käthe, geb. Rosinski, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Tannenstraße 2 b, 47805 Krefeld, am 14. November

Lindloff, Elisabeth, geb. Jedamski, aus Schareiken, Kreis Treuburg, jetzt Liliencronstraße 67, 22149 Hamburg, am 19. November

Martineau, Martha, geb. Kullik, aus Wickenau, Kreis Neidenburg,, jetzt 12 rue E. Cousseu, F-85200 Fontenay-Comte, am 13. November

Meyer-Hartung, Erhard, aus Neidenburg, jetzt Haslacher Straße 130, 79115 Freiburg, am 19. November

Michel, Ruth, geb. Herrmann, aus Treuburg, Schwentainer Straße, jetzt Jungfernstieg 7, 12207 Berlin, am 18. November

Rogalski, Martha, geb. Meyer, aus Großseedorf, Kreis Neidenburg, jetzt Weidenweg 43, 51399 Burscheid, am 17. November

Schaudt, Annemarie, geb. Naumann, aus Bartenhof, Kreis Wehlau, jetzt Im Steinernen Kreuz 21, 72475 Bitz, am 16. November

Skokrepa, Meta, geb. Schulz, aus Kreis Elchniederung, jetzt Am Kleinen Kamp 30, 38229 Salzgitter, am 15. November

Walden, Waltraut, geb. Pelka, aus Malshöfen, Kreis Neidenburg, jetzt Friedrichstraße 17, 47228 Duisburg, am 16. November

ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Metauge, Herbert und Christa aus Groß Kuhren, Kreis Samland, jetzt Kirchenweg 14 b, 24844 Busdorf, am 16. November

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 11. November, 20.40 Uhr, Arte: Expedition Bismarck.

Sonntag, 12. November, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Sonntag, 12. November, 19.30 Uhr, ZDF: Sphinx – Der Kreuzzug der Kinder.

Sonntag, 12. November, 22.15 Uhr, RTL: Feuertod – Zwangsverheiratungen in Afghanistan.

Montag, 13. November, 21 Uhr, ARD: Die großen Schlachten – Der Überfall kaiserlicher Truppen auf Magdeburg 1631.

Dienstag, 14. November, 20.15 Uhr, ZDF: Die großen Diktatoren – Mao.

Dienstag, 14. November, 20.40 Uhr, Arte: Wunderland ist abgebrannt – Die getäuschte Generation.

Mittwoch, 15. November, 20.40 Uhr, Arte: Das Jahrhundert von Verdun.

Freitag, 17. November, 20.15 Uhr, 3sat: Als die Deutschen weg waren.

Himmel über der Heimat

Buch für Menschen die eine relativ unberührte Natur schätzen

Dieses Buch ist gedacht für Menschen, die saubere Natur, besinnliche Ruhe, Wälder, Seen und den Himmel ohne Kondensstreifen lieben; für Paddler- und Radgruppen, für Träumer und Lebensforscher, aber auch für Touristen, die sich für die Bauweise der gewaltigen Burgen und anderer Bauten, zum Beispiel die geneigte Ebene des Oberländischen Kanals, oder für Hitlers Wolfschanze interessieren. Natürlich auch für die Nachkommen der ehemaligen Einwohner des polnischen Teils von Pommern und Ostpreußen." Wer zu den von der Autorin auf dem Buchumschlag genannten Interessenten an „Reisen im Land der Prußen, Preußen und Polen – Das Land der dunklen Wälder und Seen" sollte allerdings auch erfahren, was genau in dem Buch steht, das ihm die 1941 in Kolberg geborene Karin Becker zu sehr ans Herz legt.



Karin Becker mischt Reiseberichte über ihre Fahrten in den 90er Jahren, persönliche Meinungen, ostpreußische Geschichte mit farbigen Bildern, die im Detail leider so unscharf sind wie die Beschreibungen der Autorin.

Es war eher Zufall, daß Karin Becker die in ihrem Buch thematisierten Gefilde ansteuerte. Hätte die Reisepartnerin der aus Ostpreußen stammenden Bekannten der Autorin nicht kurzfristig abgesagt, wäre die gebürtige Pommerin nicht als Ersatz mit nach Ostpreußen gefahren und hätte das Ziel für spätere Reisen gar nicht kennengelernt. Von Beschreibungen zahlreicher Sehenswürdigkeiten bis hin zu Beschreibungen ihrer Ferienwohnung entwickelt sie dabei ein sehr große Detailverliebtheit. „Auch die voll eingerichtete Küche wurde uns gezeigt. Als erstes fiel uns gleich der Kalender vom Zoo-Hoppe, einem bekannten Zoo-Fachgeschäft in Koblenz auf. So fühlten wir uns gleich heimisch."

Im ganzen erfährt der Leser durchaus einige interessante Dinge über Land und Leute. *EB*

Karin Becker: „Reisen im Land der Prußen, Preußen und Polen – Das Land der dunklen Wälder und Seen", BoD, Noderstedt, broschiert, 243 Seiten, 19,80 Euro, Best.-Nr. 5925

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@lm-ostpreussen.de

BdV-Nachwuchsorganisationen – Das Bundestreffen der BdV-Nachwuchsorganisationen findet vom 10. bis 12. November im Ostheim, Bad Pyrmont, statt. Hier sollen Perspektiven der Zusammenarbeit diskutiert und konkrete Schritte in diese Richtung geplant werden. Das vollständige Programm ist unter www.ostpreussen-info.de und in der BJO-Geschäftsstelle erhältlich.



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

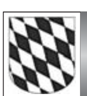
Esslingen – Donnerstag, 16. November, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Waldheim-Saal, ES-Zollberg. Kaffeetafel und anschließender Vortrag von Frau Katzer über Hermann Löns.

Lahr – Sonntag, 19 Uhr, 14.30 Uhr, Gedenkfeier vor dem Mahnmal auf dem Schutterlindenberg.

Ludwigsburg – Donnerstag, 23. November, 15 Uhr, Stammtisch in den „Kronstuben", Kronenstraße 2.

Stuttgart – Sonntag, 19. November, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Wartburg, Lange Straße 49. Es gibt eine Videofilmvorführung von Heimatfilmen sowie Digitalaufnahmen von 2006 mit Beamer auf großer Leinwand. Keine Bewirtung.

Ulm / Neu-Ulm – Sonnabend, 25. November, 9 Uhr, Verkauf heimatlicher Spezialitäten für „Ulmer Helft" in der Hirschstraße.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Ansbach – Sonntag, 19. November, 14.30 Uhr, Treffen auf dem Waldfriedhof zum Volkstrauertag.

Erlangen – Sonntag, 19. November, 11.15 Uhr, Treffen auf dem Neustädter Friedhof. – Dienstag, 21. November, 12 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Gaststätte Hellerhof, Bückenhof.

Ingolstadt – Sonntag, 19. November, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Bonschab, Münchner Straße 8.

Kempten – Sonnabend, 25. November, 15 Uhr, Adventsfeier im „Peterhof" Ecke Salzstraße / Lindauerstraße.

Kitzingen – Sonntag, 19. November, 11 Uhr, Kranzniederlegung zum Volkstrauertag, „Alter Friedhof", anschließend auf dem „Neuen Friedhof" Blumenniederlegung an den Gräbern der unbekannten Soldaten.

Landshut – Dienstag, 21. November, 14 Uhr, Treffen der Gruppe in der „Insel". Auf dem Programm stehen Ratespiele, Dias und Vorträge.

München Nord / – Sonnabend, 18. November, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München. Vortrag über Schlesien von Rudolf Maywald von der Landsmannschaft Schlesien. Gemeinsame Kaffeetafel.

KEINE BERICHTE ZUM TAG DER HEIMAT

Wir bitten um Verständnis, daß aufgrund der Vielzahl der Veranstaltungen zum Tag der Heimat eine Veröffentlichung der Berichte nicht vorgenommen werden kann.



BERLIN

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren. Geschäftsführung: Telefon (0 30) 2 16 43 38, Großgörschenstraße 38, 10827 Berlin

HEIMATKREISGRUPPEN

Heilsberg / Rößel – Donnerstag, 23. November, 17 Uhr, Adria-Grill, Kaiser-Wilhelm-Straße 55, Bln-Lankwitz. Eisbeinessen. Anmeldung erbeten für Heilsberg: Benno Boese, Telefon 7 21 55 70, Rößel: Ernst Michutta, Telefon (0 56 24) 66 00.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonnabend, 18. November, 10 Uhr, ostdeutscher Christkindlmarkt aller Landsmannschaften im Haus der Heimat, Teilfeld 1 (S-Bahnstation Stadthausbrücke). Die Besucher erwartet ein reichhaltiges Angebot an heimatlichen Spezialitäten. Büchern und Zeitschriften. Die Landesgruppe ist mit ihrem Stand im 1. Stock vertreten und freut sich auf Ihr Kommen. Die Veranstaltung endet gegen 17 Uhr.

HEIMATKREISGRUPPEN

Elchniederung – Mittwoch, 6. Dezember, 15 Uhr, vorweihnachtlicher Nachmittag in den E. T. V. Stuben, Bundesstraße 96, Ecke Hohe Weide (U-Bahnstation Christuskirche). Mit Musik, Liedern zur Jahreszeit und Vorträgen soll der Advent gefeiert werden. Der Eintritt ist frei, aber bitte ein Päckchen für den Julklapp mitbringen. Freunde und Gäste sind willkommen.

Heiligenbeil – Sonntag, 3. Dezember, 14 Uhr, Weihnachtsfest der Gruppe im Seniorentreff, Am Gojenboom, gegenüber Hausnummer 35. Gemeinsam sollen ein paar besinnliche Stunden mit Geschichten und Liedern zur Weihnachtszeit verbracht werden. Kostenbeitrag für Kaffee und Kuchen 3 Euro. Anmeldungen bis zum 1. Dezember beim Lm. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60. Gäste sind herzlich willkommen.

Insterburg – Mittwoch, 6. Dezember, 14.30 Uhr, am Nikolaustag stimmt sich die Gruppe auf die Vorweihnachtszeit mit Gedichten und Weihnachtsliedern im Hotel Zeppelin, Frohmestraße 123-125, Hamburg, ein.

Osterode – Sonnabend, 2. Dezember, 15 Uhr, Weihnachtsfeier im Restaurant Krohn, Fuhlsbüttler Straße 757, direkt Bahnhof Ohlsdorf. Es beginnt mit einer gemeinsamen Kaffeetafel, die Feier wird musikalisch umrahmt. Das Kaffeegedeck kostet 6 Euro. Julklapp-Päckchen können mitgebracht werden. Anmeldungen an Günter Stanke, Dorfstraße 40, 22889 Tangstedt, Telefon (0 41 09) 90 14.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 5. Dezember, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei", Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Wesel – Sonnabend, 18. November, 16 Uhr, Kulturabend der Gruppe in der Heimatstube, Kaiserring 4. Unter anderem wird ein Referat über das Weichsel-Nogat-Delta gehalten. Anschließend wird ein Film gezeigt. Traditionell werden belegte Brote mit geräucherter Gänsebrust vorbereitet. Anmeldungen bis zum 11. November bei Kurt Koslowski, Telefon (02 81) 6 42 27, oder Inge Koslowski, Telefon (02 81) 6 04 51.

Wiesbaden – Dienstag, 14. November, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Haus der Heimat, Wappensaal, Friedrichstraße 35. Eine Nachmittag mit Familie Kowallek – Geschichten zum Schmunzeln aus dem Leben gegriffen. – Sonnabend, 18. November, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, Großer Saal, Friedrichstraße 35. Feierstunde „60 Jahre Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Wiesbaden". Schirmherrschaft hat Oberbürgermeister Hildebrand Diehl. Die Festansprache hält Dr. Christean Wagner, CDU-Fraktionsvorsitzender im Hessischen Landtag. – Donnerstag, 23. November, 18.30 Uhr, „Festliches Wildessen" im Restaurant Kleinfeldchen, Hollerbornstraße 9. Serviert werden verschiedene Wildgerichte. Unbedingt anmelden bis spätestens 17. November bei Familie Schetat, Telefon (0 61 22) 1 53 58. – Sonnabend, 25. November, 9 Uhr, Ostdeutscher Weihnachtsmarkt im Haus der Heimat, Großer Saal, Friedrichstraße 35. – Zahlreiche Spender hatte wieder zu einem reich gedeckten Erntetisch beigetragen, dessen Gaben die Gewinner der Verlosung mit nach Hause nehmen konnten. Wider Erwarten waren mehr als 150 Besucher gekommen, so daß nachträglich weitere Tische und Stühle herangeholt werden mußten. Mittelpunkt der Feier war eine besinnli-

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 15

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

che Ansprache von Stadtpfarrer Dr. Holger Saal, der zu bedenken gab, daß man mehr als nur für die reichliche Ernte zu danken hat. Zuvor hatte Martha Dobischat von der Erntezeit in der Heimat erzählt. Was dabei so alles passieren konnte, gab sie auf Platt zum besten. Mit einem selbstverfaßten Gedicht „Ich hab' so Sehnsucht nach' em Kutsche Roggenbrot" dachte Heinz Adomat an seine Jugendzeit und die Vor- und Nachkriegsjahre zurück, in denen er ein kleines Stückchen Roggenbrot sehr zu schätzen wußte. An Hand eines frisch gemähten Roggenhalmes regte Dieter Schetat die Zuhörer an, dieses Wunderwerk, in dessen Ähren das Mehl für das Brot entsteht, in seiner Einzigartigkeit zu bestaunen. Rezitationen von Lieselotte Paul über „Herbstmorgen" und „Erntekrone" trugen gleichfalls zu der harmonischen Feierstunde bei, an der auch der Frauenchor (Leitung Ehrentraud Gerlach) mit Herbst- und Erntezeitliedern sowie das Akkordeonspiel von Hans-Georg Budau und Liesl Zeckert großen Anteil hatten. Der Vorsitzende Dieter Schetat dankte allen Spendern, fleißigen Helfern und Mitwirkenden, die zum Gelingen dieser Veranstaltung beigetragen hatten.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Tel. (0 51 36) 43 84

Bad Bevensen – Sonntag, 19. November, 9 Uhr, treffen sich die Mitglieder am Kriegerdenkmal 1870 / 71 zur Kranzniederlegung und zum Gedenken der gefallenen Soldaten und der Landsleute, die durch Flucht und Vertreibung zu Tode gekommen sind.

Buxtehude – Sonntag, 19. November, 11.30 Uhr, Stadtpark Buxtehude, Treffen zur Kranzniederlegung.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bad Godesberg – Sonntag, 12. November, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der Stadthalle Bad Godesberg. Marianne Neumann hält einen Diavortrag über „Kulturdenkmale im Königsberger Gebiet – Ihre Vergangenheit, ihre Zukunft (1. Teil)". Von 15 bis 16 Uhr, gemeinsames Kaffeetrinken, anschließend Programm. Gäste herzlich willkommen. Der Eintritt ist frei.

Dortmund – Montag, 20. November, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in den ostdeutschen Heimatstuben, Landgrafenschule, Ecke Märkische.

Düren – Sonntag, 19. November, 10 Uhr, Treffen zum Volkstrauertag am Eingang des Neuen Friedhofes.

Düsseldorf – Dienstag, 21. November, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Ostpreußenzimmer (R 412), GHH.

Köln – Sonntag, 19. November, 11.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum Volkstrauertag im „Lichthof" am Mahnmal „Die Trauende", an der Basilika St. Maria im Kapitol (Nähe Heumarkt).

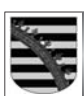
Witten – Donnerstag, 23. November, 15.30 Uhr, Treffen der Gruppe. Auf dem Programm steht „Kulturgut in Ost- und Westpreußen".



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Landau – Dienstag, 21. November, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Kurpfalz.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Hauptstraße 147 c, 09569 Gahlenz, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

Chemnitz – Zu einer Buchlesung mit dem Autor Egon Börner vom Schriftstellerverband Chemnitz trafen sich die Landsleute in der Heimatstube. Egon Börner stellte seine Bücher vor und sprach darüber, was ihn veranlaßte, mit dem „Schreiben" anzufangen. Spannende Geschichten fesselten die Zuhörer. Beim anschließenden Quiz war dann das Wissen der Teilnehmer gefragt. Die fleißigen Frauen hatten selbstgebackenen Kuchen mitgebracht, so stellte Ingrid Kühnappel ihren Kürbiskuchen vor. Hannelore Kedzierski kochte auf vielfachen Wunsch zum wiederholten Male Königsberger Klopse und bekam für die Köstlichkeit ein besonderes Lob.

Limbach-Oberfrohna – Schon seit den Morgenstunden waren Landsleute damit beschäftigt, das Erntedankfest vorzubereiten. Besonders Horst Braczko muß in diesem Zusammenhang gedankt werden, der in mühevoller Kleinarbeit, die sich über das ganze Jahr hinzieht, die Dekoration für den Veranstaltungsraum herstellt. So bot sich den rund 120 Besuchern, die mit Harmonikaklängen empfangen wurden, ein prächtiges Bild. Aus ganz Sachsen, Sachsen-Anhalt und auch aus Bayern waren Landsleute angereist, um Erntedank zu feiern. Der Höhepunkt war wohl der Einmarsch der bäuerlichen Großfamilie mit ihren Arbeitsgeräten, die dann auch den feierlichen Rahmen für den Einzug der Erntekrone bildeten. Ein kleines festliches Programm schloß sich an, an dem sich auch Enkelkinder der Landsleute Nadler, Braczko und Witkowski, Julia, Max und Lars, beteiligten, die dann auch am Kartoffelfeuer Platz nahmen, um Kartoffeln zu rösten. Für den festlichen Rahmen sorgten auch ein Gabentisch, eine reichhaltige Tombola und eine Wand mit Fotografien von Günter Hartwich aus Lyck, die heimatliche Motive und Eindrücke vom letzten Ostpreußentreffen zum Inhalt hatten. Blasmusik von den Hohensteiner Musikanten sorgte für die richtige Stimmung, und beim Ernteschmaus konnten sich alle stärken. Immer wieder gern gesehene Gäste bei den Heimatnachmittagen in Limbach sind der Vorsitzende der Landesgruppe, Erwin Kühnappel, sowie die Kulturbeauftragte der Gruppe Hannover, Hannelore Kedzierski, mit ihren Ehepartnern. Der Landesvorsitzende bedankte sich dann auch für den gelungenen Nachmittag und besonders bei Kurt Weihe, der von Beginn an die Gruppe leitet. Er informierte auch, daß das Ehepaar Elli und Kurt Springwald mit dem Kulturpreis 2006 der Landesgruppe geehrt wurde.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Gardelegen – Freitag, 24. November, 14 Uhr, gemütliches Beisammensein in der Seniorenbegegnungsstätte VS Gardelegen. Es gibt Gedichte und Geschichten aus der Heimat.

Dessau – Montag, 20. November, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe in der Begegnungsstätte „H. Rühmann".

Magdeburg – Dienstag, 21. November, 13.30 Uhr, Treffen der „Stickerchen", Immermannstraße 19. – Dienstag, 21. November, 15 Uhr, Bowling, Lemsdorfer Weg.

Freitag, 24. November, 16 Uhr, Singproben im „TuS" Neustadt.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Kiel – Sonnabend, 18. und Sonntag, 19. November, 10 Uhr, Weihnachtsbasar der Vereinigten Landsmannschaft im Haus der Heimat. Die Ostpreußen-Hilfsgemeinschaft beteiligt sich wieder mit einer Tombola. Die Veranstaltung geht jeweils bis 18 Uhr.

Mölln – Die Vorsitzende Irmingard Alex hatte das letzte Treffen zum Anlaß genommen, um einen Vortrag über die Reformation zu halten. Sie begann mit der Christianisierung durch Bonifatius, der zunächst in Hessen, dann auch in Friesland wirkte. In Ostholstein predigte im 12. Jahrhundert Vicelin. In Mölln wurde die Reformation 1531 durch Jochim Polleyn eingeführt. Aus der katholischen Zeit gibt es in der Nikolaikirche noch das Triumphkreuz, den Marienleuchter, das Taufbecken und den Reisealtar sowie Beichtstühle. 1956 wurde die Heilig-Geist-Kirche errichtet, da viele Flüchtlinge aus dem Osten zugezogen waren. Der aus Memelland stammende Pastor Namgalies war hier der erste Geistliche. Nach Ostpreußen kam Luthers Lehre noch zu seinen Lebzeiten. Herzog Albrecht hatte Kontakt zu ihm, und 1523 riet ihm Luther, den Ordensstaat in ein weltliches Herzogtum umzuwandeln. 1524 wurde die Universität (Albertina) zu Königsberg gegründet. Preußen wurde zum Ausstrahlungsort der Reformation in Ost- und Mitteleuropa. Frau Alex wies darauf hin, daß nach Luther „die Kirche eine Gemeinschaft von Personen ist, die ihres Herren Stimme hören". Der Eckstein dieser Gemeinschaft ist Christus. Umrahmt wurde der Vortrag von gemeinsam gesungenen Liedern.

Ratzeburg – Die Gruppe veranstaltete ihre 56. Preußische Tafelrunde. Die 1. Vorsitzende, Helga Schenk, begrüßte alle Anwesenden und namentlich die geladenen Gäste: Bürgermeister Michael Ziethen, Dieter Schwarz vom LvD sowie den Landesvorsitzenden Edmund Ferner. Letzterer hielt ein eindrucksvolles Referat über Königin Luise, Landesmutter Preußens an der Seite König Friedrich Wilhelm III. Aus dieser 16jährigen Ehe gingen zehn Kinder hervor, von denen mehrere nach Luises Tod in europäische Fürstenhäuser

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 17

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



EBENRODE (STALLUPÖNEN)

Kreisvertreter: Helmut Friske, Telefon (03 34 38) 6 04 87, Bernauer Str. 6, 14345 Altlandsberg. Geschäftsstelle: Brigitta Heyser, Telefon (0 51 91) 97 89 32, Billungsstraße 29, 29614 Soltau

Jahreshauptkreistreffen – Anfang September wurde, wie immer, auch in diesem Jahr das jährliche Hauptkreistreffen veranstaltet. Am Freitag tagte der Kreistag, der sich mit einigen Problemen befassen mußte. Es stand ein Wechsel in der Schriftleitung des Heimatbriefes an. Der bisherige Schriftleiter hatte schon im April darüber informiert, daß er seine Arbeit aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr weiterführen könne. Allerdings hatte er bereits ein jüngeres Mitglied der Kreisgemeinschaft in die Arbeit eingeführt. Es ist Dietrich Link, und ihn will er auch in Zukunft unterstützen. Das ist für uns eine gute Nachricht. Das zweite Thema der Kreistagssitzung war eine möglichst effektive humanitäre Hilfe in der Heimat. Am Sonnabend besuchten wir die Landesgartenschau in Winsen / Luhe und hatten natürlich am Nachmittag eine Mitgliederversammlung. Diese hatte einige schwere Brocken zu erledigen. Wie in jedem Jahr mußte auch in diesem die Endabrechnung für das Jahr 2005 erfolgen. Das Finanzamt hatte schon im Mai darauf hingewiesen, daß diese Abrechnung noch fehlen würde, um uns für die nächsten drei Jahre wieder die „Gemeinnützigkeit" zu bescheinigen – wir baten um Geduld bis zur Mitgliederversammlung im September. Nach gründlichen Berichten der Kassenführerin und der beiden Kassenprüfern, konnte die Mitgliederversammlung der Kassenführung und dem Vorstand Entlastung erteilen. In diesem Jahr stand auch die Wahl des Vorstandes an. Der langjährige Kreisvertreter Paul Hainnacher hatte sich schon 2003 noch einmal für drei Jahre wählen lassen, ist aber aus gesundheitlichen Gründen doch schon 2004 zurückgetreten. Die Mitgliederversammlung wählte damals Helmut Friske zum Kreisvertreter für die restlichen Jahre. In diesem Jahr wurde wieder der gesamte Vorstand neu gewählt. Dabei gab es eine Veränderung. Der erste Stellvertreter, Günther Papke, kandidierte nicht wieder. Der Vorstand setzt sich jetzt wie folgt zusammen: Kreisvertreter Helmut Friske, 1. Stellvertreter Martin Heyser, 2. Stellvertreter Horst Peter, Geschäftsführerin und zugleich Kassenwart Brigitta Heyser. Die bisherigen Vorstandsmitglieder bekamen je eine Gegenstimme. Das neue Vorstandsmitglied wurde ohne Gegenstimme gewählt. Dann aber wurde es schwierig.

Der Vorstand hatte bereits für das Jahr 2005 eine neue Satzung entworfen und diese nach langer Diskussion auf der Mitgliederversammlung angenommen. Sie wurde im Heimatbrief veröffentlicht, aber vom Registergericht in Kassel, bei dem die Kreisgemeinschaft registriert ist, zurückgewiesen. Die schriftliche Antwort an den Kreisvertreter lautete: „Kassel ist nach § 1 der vorgelegten Satzung nicht mehr zuständig." Da wir immer in Winsen unsere Tagungen abhalten, stand im § 1: „... und hat seinen Sitz in Winsen (Luhe)." Der Kreisvertreter teile dem Registergericht mit, warum dieser Fehler unterlaufen sei, und bat um Zurückstellung der Registrierung, die auch gewährt wurde. Da inzwischen an der Satzung auch einige Glättungen vorgenommen waren, die aber der Mitgliederversammlung erst am Sonnabend bekannt gemacht wurden, gab es eine Stimme aus der Mitgliederversammlung, den ganzen Vorgang zurückzustellen und keine Satzungsänderung vorzunehmen. Das war aus vielen Gründen nicht möglich, und da die „Bekanntmachungsfrist" nicht eingehalten war, wird die neue Satzung nun in der authentischen Form im Heimatbrief veröffentlicht und kann erst im kommenden Jahr nach Beschlußfassung dem Registergericht vorgelegt werden. Dieser Vorgang hatte Zeit gekostet, aber dann gab es doch noch einen Blick in die Zukunft.

Der Mitgliederversammlung wurde verkündet, daß im kommenden Jahr ein gemeinsames Jahreshauptkreistreffen mit der Kreisgemeinschaft Schloßberg (Pillkallen) durchgeführt wird. Die Pillkaller hatten das schon im Juni beschlossen und sind mit ihrer Zeitplanung auf unseren Termin, zweites Wochenende im September, gegangen. Ein besonderer Erfolg war der fröhliche Abend am Sonnabend und die Festveranstaltung am Sonntag. Der Sonnabend-Abend wurde durch den gerade erst ausgeschiedenen 1. Stellvertreter

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 16

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

Günther Papke zusammen mit seinem Handwerkerchor aus seiner Heimat gestaltet. Es war ein überaus fröhlicher und gelungener Abend mit Liedern und ostpreußischen „Schabbern“. Jedenfalls entstand anschließend der Wunsch für das kommende Jahr bei dem gemeinsamen Hauptkreistreffen einen solchen Abend wieder zu erleben.

Die „Festversammlung“ am Sonntag kam ohne „Redner“ aus. Man hatte sich dazu entschlossen, um nicht in die Gefahr zu geraten, einer langen Rede zuhören zu müssen, von der zuvor niemand weiß, ob sie von allgemeinem Interesse ist. Auch diese Veranstaltung verlangte nach Wiederholung. Man hörte Lieder, vorgetragen vom Winsener Männerchor, und ostpreußische Gedichte, vorgetragen von Pfarrer Milke, der seit Jahren im Kreistag mitarbeitet und für Feste und Feiern verantwortlich ist. Am Ende freuten sich alle über den gelungenen Tag und hatten Lust, im kommenden Jahr wieder dabeizusein. Wenn dann zusammen mit den Pillkallern gefeiert wird, können alle wieder ein Stück Heimat erleben.



GUMBINNEN

Kreisvertreter: Eckard Steiner, Schöne Aussicht 35, 65510 Idstein / Taunus, Telefon (0 61 26) 41 73, E-Mail: eck.steiner@pcvos.com, Internet: www.kreis-gumbinnen.de

6. Heimattreffen der Gumbinner im norddeutschen Raum – Es war mal wieder soweit. Im festlich geschmückten Saal trafen sich Gumbinner und ihre Gäste aus dem Harz, Lübeck, Stade und anderen Orten des norddeutschen Raumes. Das umfangreiche Programm moderierte Hans Günter Schattling. Punkt 10 Uhr begann Mathilde Rau mit der Begrüßungsansprache und hieß alle herzlich willkommen. Dann berichtete Harald Tanck als Vorsitzender des Schulvereins VGG Friedr.- und Cecilien-Schule über die Aktivitäten und weitere Pläne des Vereins. Siegfried Grawitter brachte die Arbeitsgemeinschaft Ostpreußen Platt in Erinnerung und gab einen Einblick in deren Tätigkeit.

Danach sprach der Kreisvorsitzende der Kreisgemeinschaft Gumbinnen, Eckard Steiner, über die bereits durchgeführten und zu erwartenden Veränderungen in der Heimatstadt Gumbinnen. So soll unter anderem ein neues Klärwerk für mehrere Millionen Euro errichtet werden, und in der früheren Maschinenfabrik sollen demnächst Landmaschinen produziert werden.

Gegen 11 Uhr betrat nun Ruth Geede das Podium. Sie wurde von Mathilde Rau mit einem Blumenstrauß begrüßt, die ihr dann auch nachträglich zum 90. Geburtstag gratulierte. Anschließend erzählte die liebenswerte Autorin aus ihrem Leben. Obwohl ein Sechseinhalbmonatskind entwickelte sie sich prächtig. Sie erkannte schon früh ihre Begabung zur Poesie. Mit 17 Jahren reichte sie ihr erstes Hörspiel beim Reichssender Königsberg ein. Dieses wurde angenommen, und sie erhielt für ihre erste Arbeit 40 Reichsmark. Später leitete sie den Kinderfunk in eigener Regie. Nach der Flucht nahm sie im Raum Hamburg sofort wieder ihre Arbeit auf und wurde Chefredakteurin bei einem Verlag, dem fünf verschiedene Zeitungen angehörten. Noch heute schreibt sie unter anderem für *Das Ostpreußenblatt*.

Nach dem Mittagessen erzählte Frau Geede diverse Geschichten die sie verfaßt hat. Ihr Vortrag war so spannend und interessant, daß alle Anwesenden gebannt zuhörten.

Mit großem Applaus wurde sie verabschiedet. Nachdem die Duddelspieler Heinz Grawitter und Günter Schattling ihre Sketche und Vorträge dargeboten hatten, betrat der LAB-Chor unter der Leitung von Dieter Dziobaka das Parkett. Die dargebotenen Lieder waren so bekannt, daß alle fröhlich mitsangen. Noch besser wurde die Stimmung nach der Kaffeepause. Zunächst spielte die Flötengruppe des Chores (Leitung Dieter Dziobaka), anschließend sang der Chor alte Schlager.

Höhepunkt war das Lied „Egon“, hatten bisher die Solisten Irene Weidel und Günter Schattling sich noch etwas zurückgehalten, so zeigten sie hierbei ihr ganzes Können. Vor allen Dingen tänzerische Hüftschwünge riefen beim Publikum wahre Lachsalven hervor. Mit dem Lied „In Hamburg sagt man Tschüs“ verabschiedete sich der Chor unter großem Applaus. Ein schönes Treffen ging zu Ende, das allen Anwesenden in Erinnerung bleiben wird. Leider muß man für das nächste Treffen ein neues Domizil suchen; denn das Hotel Tomfort schließt für immer.



HEILIGENBEIL

Kreisvertreter: Georg Jenkner, Lenauweg 37, 32758 Detmold, Telefon (0 52 32) 8 88 26, Fax (0 52 32) 69 87 99, E-Mail: Georg.Jenkner@gmx.de

Neuer Ortsvertreter für Lüdtkenfürst im Kirchspiel Hohenfürst – Der Ortsvertreter von Bönkenwalde, Rüdiger Hantel (57 Jahre), Moerser Straße 277, 47475 Kamp Lintfort, Telefon (0 28 42) 22 08 77, übernimmt ab Oktober 2006 auch die Orstvertretung für Lüdtkenfürst. Zusammen mit Elke Ruhnke als Kirchspielvertreterin von Höhenfürst hat sich Herr Hantel viel vorgenommen, um das Leben im Kirchspiel Hohenfürst und insbesondere von Bönkenwalde und Lüdtkenfürst zu beleben. Am Herzen liegen ihm die Kontakte zu den Landsleuten im Sinne der Tradition und der Heimatliebe. Der Vorstand der Kreisgemeinschaft wünscht Lm. Hantel viel Freude an der neuen Aufgabe.

Ernst Wiechert

Braunschweig – Zu einer „Märchenstunde“ lädt der „Ernst Wiechert-Freundeskreis“ am Mittwoch, 6. Dezember, 16 Uhr, ins Stadtparkrestaurant, Jasperallee 42, ein. Heide Rose liest „Das gefrorene Glück“. Anschließend wird ein Jahresrückblick sowie Ausschau auf die Arbeit des Freundeskreises gehalten.



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Geschäftsstelle: Annelies Kelch, Luise-Hensel-Straße 50, 52066 Aachen. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Telefon (02 03) 2 83-21 51

Königsberger Kulturtage in Duisburg – Am 26. Oktober 1951 beschloß der Rat der Stadt Duisburg, die Patenschaft für die Stadt Königsberg zu übernehmen. Die Verantwortlichen der Stadt wollten sechs Jahre nach dem Krieg den heimatvertriebenen Königsbergern „eine neue Stätte kultureller und geistiger Gemeinschaft geben“, so heißt es in der Paten-

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 17

Bekanntschaften

Suchanzeigen

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

schaftsurkunde. Sie wurde beim ersten großen Königsberger Treffen am 7. September 1952 den Königsbergern feierlich übergeben. In dieser Urkunde wird formuliert, daß man die Hoffnung hege, „daß Duisburg ein lebendiger Sammelpunkt für die heimatvertriebenen Königsberger werde“.

Die Stadt entwickelte sich für die Königsberger zu einem lebendigen Sammelpunkt. Das wurde beim 700 Jahre Stadtjubiläum Königsberg im Jahre 1955 in besonderer Weise sichtbar, als etwa 35 000 Königsberger nach Duisburg kamen und zahlreiche Veranstaltungen erleben konnten. Viele Patenschaften zwischen Duisburger und Königsberger Schulen, zwischen Sport- und Schützenvereinen wurden damals geschlossen. Über Jahrzehnte fanden in der Stadt an Rhein und Ruhr Treffen der Stadtgemeinschaft Königsberg und ihrer Mitglieder und Freunde statt, aber auch jährliche Treffen der Schulgemeinschaften und anderer Duisburg-Königsberger Gemeinschaften. Viele Menschen aus der Stadt am Pregel, die sich durch Krieg, Flucht und Vertreibung aus den Augen verloren hatten, fanden sich auf diese Weise wieder. Mit der Zeit wurde in Duisburg eine Einwohnerkartei Königsberg (Pr) aufgebaut, die entscheidend zur Sammlung der ehemaligen Bewohner der Stadt beitrug und über die viele Menschen zusammengeführt werden konnten, Verwandte und Freunde, Mitschüler und Arbeitskollegen. Das einende Band zwischen den Königsbergern und allen Freunden der Stadt wurde ab 1960 der „Königsberger Bürgerbrief“, dessen 67. Nummer im Sommer 2006 erschienen ist. Er ist gleichsam eine Chronik der alten Stadt – seit ihrer Öffnung im Jahre 1991 auch von der nun russischen Stadt berichtet. Bis zum heutigen Tag hat die Stadt Duisburg unter Führung ihrer Oberbürgermeister August Seeling, Josef Krings, Bärbel Zieling und nun Adolf Sauerland die einmal übernommene Patenschaft ernst genommen und die Königsberger beim Zusammenhalt ihrer Gemeinschaft, beim Aufbau und Erhalt des Museums und bei der Herausgabe des Bürgerbriefes unterstützt.

1968 wurde das „Museum Haus Königsberg“ in der Mülheimer Strasse eingerichtet – 1992 als „Museum Stadt Königsberg“ im Duisburger Kultur- und Stadthistorischen Museum fortgeführt –, in dem bis heute Königsberger Kulturgut gesammelt und in zahlreichen Ausstellungen gezeigt wird. Jährlich finden darüber hinaus regelmäßig gut besuchte Veranstaltungen statt, deren Programme die Ausstellungen wirkungsvoll ergänzen. Besondere Höhepunkte waren das Kant-Jahr 2004 und das Jahr 2005, in dem das 750. Stadtjubiläum begangen werden konnte.

Vom 22. bis 24. September fanden nun anläßlich des Patenschaftsjubiläums „Königsberger Kulturtage“ statt, zu denen alte Königsberger Bürger, Freunde aus Ostpreußen und aus der Stadt Duisburg, dem Rheinland und viele einheimische Besucher des Museums Stadt Königsberg in Duisburg zusammentrafen. Drei Tage lang reihte sich ein Höhepunkt an den anderen, dankbar gefeiert von mehr als 500 äußerst zufriedenen Landsleuten und Gästen. Den Auftakt bildete am Freitag, 17 Uhr, die Eröffnung der einmaligen Ausstellung: „Künstlerparadies Kurische Nehrung – Künstlertreff Hermann Blode – Landschaft – Ereignisse – Personen“. Die Ausstellung umfaßt Graphiken, Aquarelle und Ölbilder von mehr als 40 Künstlern aus dem Bestand des Museums und von Leihgebern, darunter Werke von Max Pechstein, Lovis Corinth, Karl Schmidt-Rottluff und Ernst Mollenhauer. Die Gemälde zeigen die Schönheiten der wunderbaren Landschaft zwischen Ostsee und Haff, ihre Dünen und Wälder, die Fischerhäuser und die Kurenkähne mit ihren bunten Wimpeln. Außerdem wird das Gasthaus Hermann Blode vorgestellt, das über Jahrzehnte Treffpunkt der Maler aus ganz Deutschland, aber auch Treffpunkt von Schriftstellern, Musikern und Wissenschaftlern gewesen ist. Frau Maja Ehlermann-Mollenhauer, die Enkelin von Hermann Blode, berichtete anschaulich über die Geschichte des Künstlertreffs, während Lorenz Grimoni und Dr. Wolfram Eggeling kenntnisreich in die Ausstellung einführten, die auch über geschichtliche Ereignisse informiert, von der ältesten Vogelwarte der Welt in Rossitten berichtet, und dazu auch vom Segelfliegen und der Eisfischerei, und nicht zuletzt von den Elchen und vom Bernstein erzählt.

Am Sonnabend fand nachmittags ein spannender Vortrag über das Thema „Die Fantasie kommt Hoffmann zum Trost“ statt, für den als Referent kein geringerer als der Intendant des Bamberger E.T.A. Hoffmann-Theaters, Rainer Lewandowski, gewonnen werden konnte. Anhand von Farbdias und zahlreichen Musikbeispielen ließ der Vortragende ein lebensnahes Bild E.T.A. Hoffmanns entstehen, das dem begeisterten Publikum viele neue Einblicke in das Leben und Wirken dieses völlig unkonventionellen und genialen Geistes vermittelte. Der Abend desselben Tages führte unter dem Thema „Amadeus – Amadeus“ den Virtuosen des Mozart-Jahres und E.T.A. Hoffmann zu einem einzigartigen musikalischen Erlebnis zusammen. Für dieses Ereignis war das Staatliche Symphonieorchester Kaliningrad mit seinem Dirigenten Arkadi Feldman aus Königsberg angereist. Feldman ist seit vielen Jahren den Königsbergern in herzlicher Freundschaft verbunden und seit 2003 Träger der höchsten Auszeichnung der Stadtgemeinschaft, der Königsberger Bürgermedaille. Der Konzertabend begann mit einer wunderbar ausgearbeiteten Darbietung der Symphonie Nr. 41 in C-Dur, der „Jupiter-Symphonie“, von Wolfgang Amadeus Mozart, nach der Pause gefolgt von der Symphonie Nr. 1 in Es-Dur von Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, deren Menuett durch das Orchester eine besonders eindrucksvolle Interpretation erfuhr. Den Abschluß bildete die Ouvertüre zu Hoffmanns Oper „Undine“, die das Konzert in gelungener Weise abrundete.

Den letzten Höhepunkt der Königsberger Kulturtage bildete am Sonntag die Festveranstaltung zum Patenschaftsjubiläum mit dem Duisburger Oberbürgermeister Adolf Sauerland und dem Stadtvorsitzenden Klaus Weigelt, die mit einer von Propst i. R. Erhard Wolfram, dem Vorsitzenden der Gemeinschaft Evangelischer Ostpreußen, gehaltenen Andacht begann und von Musikern des Staatlichen Symphonieorchesters Kaliningrad musikalisch umrahmt wurde. Im Mittelpunkt des Festaktes stand ein Vortrag von Dr. Wulf Wagner, Berlin, über das Thema: „Besonderheiten aus der Geschichte des Königsberger Schlosses“. Dr. Wagner, ein wissenschaftlicher Experte, der auch im Beratungsgremium für den Wiederaufbau des Berliner Schlosses mitwirkt, überraschte durch viele neue, mit Farbdias plastisch dargebotene Aspekte der Königsberger Schloß- und Kulturgeschichte, die er einem intensiven Studium zahlreicher, bisher unbeachteter Akten und Dokumente aus den Archiven der Stiftung Preußischer Kulturbesitz verdankt. Geplant sind in naher Zukunft zwei Bände über die Geschichte des Königsberger Schlosses mit vielen neuen Erkenntnissen. Die Zuhörer gewannen den Eindruck, für eine knappe Stunde an einer spannenden wissenschaftlichen Entdeckungsreise teilzunehmen.

Abschließend sei darauf hingewiesen, daß die Ausstellung „Künstlerparadies Kurische Nehrung – Künstlertreff Hermann Blode – Landschaft – Ereignisse – Personen“ noch bis zum 14. Januar 2007 zu sehen ist (dienstags, mittwochs, donnerstags, sonnabends 10 bis 17 Uhr; freitags 10 bis 14 Uhr; sonntags 10 bis 18 Uhr. Eingang: Kultur- und Stadthistorisches Museum Duisburg, Johann-Corputius-Platz 1).

Hans-Schemm-Schule – Zum 13. Mal traffen sich die Schulgemeinschaft im Hotel Rennschuh in Göttingen. Ernst Stoermer konnte wieder eine große Anzahl von Teilnehmern begrüßen. Auch dieses Mal waren mit Siegfried Herbst (Schrötterstraße) und Erwin Müller (General-Litzmann-Straße) wieder „Neulinge“ dabei. Als Gäste wurden Herbert Döring und Horst Knorr mit ihren Frauen herzlich begrüßt, die sich nach vielen Jahren mit Harry Mertsch und Werner Scherr von Gutenfeld / Devau zu ausführlichen Gesprächen wiederfanden. Der Verstorbenen, Siegfried Heyer, Gerhard Hillgruber, Hans Jadatz, Wolfgang Matzat und Erika Möller geb. Mundt, sowie den bekannten und unbekannten Toten galt ein stilles Gedenken. Danach las Waltraut Junge ein von Ingrid Nowakiewitsch (Tochter unseres Lehrers Wischemann) verfaßtes Referat über Johanna Ambrosius, da Ingrid Nowakiewitsch selbst erkrankt war. Edith Cyrus trug das Gedicht „Meine Stadt“ von Horst Knorr vor. Ernst Stoermer beendete den festlichen Teil mit einer kleinen „Wanderung“ durch unser heimatliches Revier Hufen / Hardershof. Viele Vorträge heimatlichen Humors wurden wieder zum besten gegeben. Besonders Gerda Speich und die Schwestern Agnes-Christel und Renate Brandt wurden dabei mit viel Beifall bedacht. Beim gemeinsamen Singen von Volks- und Heimatliedern war die musikalische Unterstützung durch das Mundharmonika-Trio Gerhard Hensel, Gerd Plewe und Günther Roesnick sowie Gerhard Lauszat mit der Geige große Klasse. Am letzten Abend wurden – wie schon Tradition – Königsberger-Klopse angeboten. Die Zeit war wieder wie im Fluge vergangen. Es waren Tage voller Harmonie, und jeder konnte einen ganzen Pungel schöner Erinnerungen mit nach Hause nehmen. Der Termin für das nächste Treffen wurde auf die Zeit vom 24. bis 26. August 2007 wieder im Hotel Rennschuh, Restaurant Eisenpfanne in Göttingen festgelegt. Informationen bei Ernst Stoermer, Scheffeltgasse 3, 89077 Ulm, Telefon (07 31) 3 09 08.



WEHLAU

Kreisvertreter (kom.): Hans Schlender, Telefon (0 4 0) 20 97 67 35, Fax (040) 20 97 30 80, Schellingstraße 100, 22089 Hamburg, E-Mail: hans.schlender @freenet.de

Sitzung des Wehlauer Kreistages – Am Tag nach dem Hauptkreistreffen trat im Parkhotel in Bad Nenndorf der Wehlauer Kreistag zu seiner diesjährigen Sitzung zusammen. Nach der Begrüßung und der Eröffnung durch den Kreisvertreter Joachim Rudat erfolgte die Feststellung der ordnungsgemäßen Ladung und der Beschlußfähigkeit. Das Protokoll der letzten Kreistagssitzung vom August 2005 und die Tagesordnung wurden genehmigt. Dann erfolgten die Berichte des Kreisvertreters, des Schatzmeisters und der Revisoren. Diese stellten fest, daß die Kassenprüfung keinerlei Beanstandungen ergeben haben. Nach der Entlastung des Vorstandes legte der Kreisvertreter Joachim Rudat sein Amt offiziell nieder. Sein Stellvertreter, Hans Schlender, wurde zum kommissarischen Kreisvertreter und Nachfolger bestimmt bis zu den neuen Wahlen im nächsten Jahr. Der Kreistag ernannte Joachim Rudat für seine Verdienste zum Ehrenmitglied. Durch den Tod von Klaus Schröter und den Rück-tritt des bisherigen Kreisvertreters wurde eine Nachwahl zum Vorstand erforderlich. Harry Schlisio und Otto Daniel wurden vorgeschlagen und einstimmig gewählt.

Über Aktivitäten im Heimatkreis seit der letzten Kreistagssitzung berichteten Sieglinde Kenzler und Werner Hamann. Danach wurde der Wirtschaftsplan 2007 durch den Schatzmeister Alfred Abel vorgelegt und durch den Kreistag genehmigt. Für die im kommenden Jahr erforderlichen Wahlen zum Wehlauer Kreistag wurde Werner Schimkat zum Wahlleiter gewählt. Die Modalitäten der Wahl wurden von Hans Schlender erläutert. Es folgten Berichte über künftige Aktivitäten der Kreisgemeinschaft im Wirtschaftsjahr 2007, als da sind die Herausgabe von zwei Heimatbriefen, die Fortsetzung der Arbeit an der Heimatkreisdatei, die Suche nach einem Mitarbeiter für unser Archiv in Syke, Fortsetzung der Ortsplanarbeit, der Ausbau des Bildarchivs und die Einstellung der Bilddaten ins Internet, die Pflege und Unterhaltung des Wehlauer Heimatmuseums, die Planung und Vorbereitung der Sonderreise nach Wehlau, unser großes Heimattreffen 2007 wieder in der Wandelhalle in Bad Nenndorf sowie Aktivitäten im Heimatkreis wie Seminare, Schüleraustausch, Einrichtung eines Heimatmuseums in Wehlau und die Zukunft des Hauses Samland in Tapiau. Ausführlich diskutiert wurde auch das Zukunftsprojekt für alle Ostpreußen: der weitere Ausbau des ostpreußischen Landesmuseums. Hier wächst durch den Zukauf von günstigen Immobilien mitten in Lüneburg ein ostpreußischer Kern heran, der sich eines Tages zur zentralen Anlaufstelle aller Ostpreußen entwickeln kann und wird. Wir werden dieses Projekt, das von der Landsmannschaft Ostpreußen und von fast allen ostpreußischen Kreisgemeinschaften unterstützt wird, im nächsten Heimatbrief ausführlich vorstellen. Der Wehlauer Kreistag beschloß einstimmig bei einer Enthaltung, den gemeinnützigen Trägerverein des Ostpreußischen Landesmuseums in Lüneburg zur Verringerung des aufgenommenen Kredits mit einer Spende in Höhe von 10 000 Euro zu unterstützen. Der Trägerverein hatte kürzlich die günstige Gelegenheit, durch den Zukauf eines an das Ostpreußische Landesmuseum angrenzenden Grundstücks eine beträchtliche Erweiterung und den Zugang zur der Fußgängerzone zu erreichen.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

einheiraten sollten. Ihre Kinderjahre verlebte sie mit fünf Geschwistern bei ihrer Großmutter in Darmstadt. Im Alter von 16 Jahren muß sie vor Napoleon nach Thüringen fliehen. Dieses Kriegserlebnis in jungen Jahren verstärkt die besinnliche Seite ihres Wesens. Sie beschäftigt sich vorzugsweise mit Literatur von Herder und Goethe. In Weimar trifft sie mit Schiller zusammen, dessen Werke sie aufgrund ihrer geschichtlichen Themen schon immer besonders beeindruckt haben. Nach ihrer Weimarer Zeit flieht die Königin wieder vor Napoleon. Über viele Stationen, bereits von Krankheit geschwächt, überlebt sie in primitiven Verhältnissen. Sie unternimmt für ihre Familie und ihr Volk den Opfergang zu Napoleon in Tilsit. Dort bittet sie ihn, sein rücksichtsloses Vorgehen gegen Preußen zu beenden, scheitert jedoch mit ihrer Absicht. Im Anschluß an den Vortrag traten die „Brunsmarker Heidelerchen“ und der „Aussiedlermusikverein“ unter der Leitung von Susanne Dieudonne auf. Besonders beeindruckten die Gesangseinlagen von Frau Dieudonne. Nach dem gemeinsamen Abendessen dankte die 1. Vorsitzende der Geschäftsführerin Brigitte Walter für deren unermüdlichen Einsatz.

»Die Prußen«

Seminar der Kulturabteilung der Landsmannschaft Ostpreußen im Ostheim

Von Ruth Geede

Das Seminar trug den schlichten Titel „Die Prußen“. Aber er genügte, um schon kurz nach der Terminierung ein volles Ostheim in Bad Pyrmont vorauszusagen. So wie vor vier Jahren, als das erste Seminar mit diesem Thema von der Kulturabteilung der LO veranstaltet worden war, meldeten sich mehr Interessenten als erwartet. Das ist erfreulich – weniger, daß nun einige Anmeldungen nicht berücksichtigt werden konnten, weil die Teilnehmerzahl auf 60 begrenzt bleiben mußte. Die aber kamen dann in dem dreitägigen Seminar voll auf ihre Kosten, denn es bot ein reichhaltiges, ausgewogenes Programm mit – für ein so eng gestecktes Thema erstaunlich breit aufgefächerten – Referaten und Diavorträgen, die durch kulturelle Beiträge aufgelockert wurden.

Der Vorschlag zu diesem Seminar über die preußische Urbevölkerung war von aktiven Ostpreußen aus Mitteldeutschland gekommen, also aus der praktischen Arbeit vor Ort. Sigrid Kaminsky, Mittweida, aus Tilsit stammend, die sich mit Leib und Seele für die Präsentation ostpreußischen Kulturgutes engagiert und schon für einige stark beachtete Veranstaltungen im mitteldeutschen Raum verantwortlich zeichnete, hatte dazu die Weichen gestellt. Bei Dr. Sebastian Husen, Geschäftsführer und Leiter der Kulturabteilung der Landsmannschaft Ostpreußen, fand sie ein offenes Ohr, zumal auch von der LO ein weiteres Prußen-Seminar nach dem großen Erfolg des ersten schon in Erwägung gezogen worden war. Die Vorarbeit, die Sigrid Kaminsky in ihrem Wirkungskreis geleistet hatte, zeigte sich dann an dem lebhaften Interesse der Teilnehmer aus Mitteldeutschland und spielte auch bei den Referenten eine Rolle.

Daß nicht wenige der Frauen und Männer aus dem Teilnehmerkreis selber prußisches Blut in ihren Adern haben, bewiesen ihre Namen, und so ließen sich, durch die Referenten gut geführt, die Fäden zurückspulen in

Viele Teilnehmer mit prußischem Blut

die Urheimat. Das bestätigte die lebhafte Reaktion aus dem Auditorium, vor allem auf den Vortrag von Professor Dr. Rainer Eckert, der schon im ersten Prußen-Seminar referiert hatte und auch für dieses gewonnen werden konnte. Der emeritierte Ordinarius der Universität Greifswald behandelte die Frage „Was besagt der Namensschatz über das Leben der alten Prußen“ für die Zuhörer sehr informativ anhand von Wortbeispielen aus anderen baltischen Sprachen. Prof. Eckert zeigte auch interessierte Teilnahme an den anderen Referaten, wie überhaupt Vortragende und Zuhörer sehr gut aufeinander abgestimmt waren. Zu Beginn hatte der Lehrbeauftragte an der Universität Tübingen Hans-Ulrich Kopp mit seinem Vortrag „Die Prußen – Ursprung, Werdegang, Nachklang“ die wissenschaftliche Basis für das Seminarprogramm gelegt, das von den Referenten Rolf Tolkmitt, Olaf Knafla und Gerd Schienitzky mit ihren Dia-Vorträgen „Der Alltag der Prußen“, „Prußisches Brauchtum“ sowie „Die Prußen und der Deutsche Orden“ weitergeführt wurde. Sehr gespannt war man auf das Referat „Das Liedgut der Prußen“, da ja hier so gut wie nichts überliefert worden ist. Lars Karrasch überraschte nach seiner Einführung in das deutsche Volkslied und die Volksliedforschung in Ostpreußen mit der Spurensuche nach prußischem Liedgut im masurischen und litauischen Volkslied, wobei er zu erstaunlichen Ergebnissen kam wie die Belegung des hohen Alters der Lieder anhand von Beispielen und das Auffinden von sprachlichen Resten – scheinbar sinnlose Silben aus einer anderen, geheimnisvollen Welt. Und aus dieser kamen auch die wundersamen Märchen, die Sabine Crone an einem kerzenerhellten Abend vortrug, Märchen des Prußenlandes, mit denen sie, von ihrem Mann Holger Crone musikalisch begleitet, die Zuhörer verzauberte. Da wurde Stille spürbar. Es gibt aber auch reale

Spuren aus der Vergangenheit

Spuren, die aus dieser fernen Zeit bis in die Gegenwart führen. Ruth Geede folgte ihnen, denn sie hat nach eigenen Worten „die Gnade der frühen Geburt“ und konnte noch in Ostpreußen prußische Überlieferungen aufspüren, die im Alltagsleben bis in unsere Zeit lebendig geblieben waren. Wie die „Drei Knickse für den Mond“, die sie als Kind noch machte, wenn der Vollmond aufstieg – auch in einer Großstadt wie Königsberg. Eine uralte Bitte um Glück und Segen, der auf die Prußenzeit zurückgeht, wie manch anderer unbewußt erhaltener Brauch, an den sich auch so manche Frauen und Männer im Teilnehmerkreis plötzlich erinnerten. Lebendiges Wissen, das es zu bewahren gilt. Eine Verpflichtung, wie dieses Seminar deutlich machte, weil in einer Zeit, wo sich die Menschen wieder auf ihre Wurzeln besinnen, viele nicht wissen, wo und wie sie zu finden sind.

Schritte in der Dunkelheit

Vom kleinen Taschendieb zum gemeinen Mörder

Von Werner Hassler

Emil gehörte nun wirklich nicht zu der großen Gauner-Aristokratie. Er war halt nur ein kleiner Fisch und suchte deshalb seine Beute auch nur in kleinen trüben Gewässern. Mal ein Handtaschendiebstahl, mal ein Wochenendhaus-Einbruch, wo ihm aber in den seltensten Fällen etwas Brauchbares in die Hände fiel. Aber geschnappt wurde er bisher noch nie.

Es war noch stockfinster, als Emil an einer einsamen Vorstadtstraße stand und von einem richtigen Coup vor sich hin träumte. Endlich mal ein großes Ding drehen, um aus dem Schatten eines Hopplahoppganoven herauszuspringen. Er hatte es einfach satt, immer nur von der Hand in den Mund zu leben. Ginge es nach seinem Geldbeutel, hätten sämtliche Monate um mindestens ein halbes Dutzend Tage gekürzt werden müssen. Aber was soll halt schon bei einem durchschnittlichen Acht-Stunden-Arbeitstag herauskommen?

Plötzlich hörte er schwere Schritte, Schritte, die in der Dunkelheit näher kamen. Schnell verschwand Emil Rauder im Schutz einer hohen Hecke. Dem werde ich mal in die Brieftasche spitzeln, dachte sich Emil und streifte den Schlagring über die Finger. Sorgfältig zog er die Wollhandschuhe drüber. Als die fremde Gestalt zwei Schritte an ihm vorbei war, sprang er aus seinem dunklen Versteck hervor, ein kräftiger Schlag und der Mann sackte lautlos zusammen. Sofort beugte sich Emil über den reglosen Körper und begann hastig alle Taschen zu durchwühlen.

Da wurde er auch schon vom Scheinwerferkegel eines Autos erfaßt. Mit quietschenden Reifen hielt der Wagen neben ihm und der Fahrer sprang heraus. „He, was ist passiert?“ – „Schnell, der Mann ist überfallen worden! Er röchelte etwas von einem hageren Kerl mit einem weißen Golf. Der ist gerade um die Kurve abgehauen! Verfolgen Sie ihn und verständigen Sie Polizei und Krankenwagen! Nun machen Sie schon – hauen Sie endlich ab!“ Mit aufheulendem Motor raste der Wagen davon.

Erleichtert atmete Emil auf. Trotz der empfindlichen Kühle standen ihm einige Schweißperlen auf der Stirn. Verstohlen blickte er sich um. Das war verdammt knapp! Schnell noch die restlichen Taschen durchwühlen, dann aber nichts wie weg von hier, beschloß er nervös. Doch dafür war es bereits zu spät, denn ein anderer Wagen hielt schon neben ihm. Ein hochgewachsener Mann stieg aus. „Was machen Sie denn da?“ – „Der Mann ist überfallen worden“, japste Emil. „Polizei und Krankenwagen sind bereits verständigt!“ – „Gehen Sie mal zur Seite. Ich bin Arzt und will nach dem Verletzten sehen!“

Ein Hopplahoppganove will endlich mal ein großes Ding drehen

Der Arzt kniete sich zu der reglosen Gestalt nieder. Nach kurzer Zeit stand er auf und schüttelte den Kopf. „Hier kommt jede Hilfe zu spät. Ich kann nichts mehr für ihn tun. Der Mann ist tot!“ Emil traf es wie ein Hieb. Ungläubig starrte er zu Boden. „Tot? Sie, meinen, der ist richtig, der ist ...?“

Der Arzt nickte und breitete die Hände zu einer hilflosen Geste aus. Ehe Emil begreifen konnte, trafen auch schon Polizei und Krankenwagen ein. „Sie haben also den Mann gefunden?“ Kommissar König ging auf Emil zu. „Ja“, gab der Befragte zaghaft zurück. „Haben Sie etwas bemerkt, oder haben Sie Feststellungen machen können? Jede Kleinigkeit kann von großer Bedeutung sein!“ – „Ich kam von dort“, zeigte Emil mit dem Kopf nach links. „Ich sah noch gerade ein Auto davonbrausen, und sah auch schon den Mann da am Boden liegen. Ich beugte mich über ihn. Der Mann keuchte was von ’nem hageren Kerl mit ’nem weißen Golf und von Überfall. Dann flüsterte er, ich glaube es war als L und zwei zu deuten. Womöglich wollte er mir das Kennzeichen mitteilen. Dann kam der Herr dort vorbei. Den habe ich sofort auf die Verfolgung geschickt und gebeten, Polizei und Krankenwagen zu verständigen“, bastelte sich Emil sein Alibi zurecht. Der Kommissar drehte sich um. „Und ist Ihnen an dem weißen Golf etwas aufgefallen?“ – „Ich habe den Wagen doch nur ganz flüchtig gesehen. Ich konnte doch überhaupt nicht ahnen, daß, nun ja ...“ – „Gut“, murmelte Kommissar König. „Gehen Sie bitte rüber in den Bereitschaftswagen und hinterlassen Sie Ihre Personalien. Dann können Sie nach Hause gehen.“

Emil war überzeugt, dem Kommissar eine glaubhafte Story geliefert zu haben. Drei Tage später klingelte es an Emils Wohnungstür. „Sie, Herr Kommissar, Sie hier?“ fragte Emil überrascht. „Ja, es geht immer noch um den Mord da in der Vorortstraße! Darf ich eintreten?“ – „Haben Sie schon Erkenntnisse, Herr Kommissar? Ich meine zum Beispiel diesen weißen Golf ...“ – „Nein, aber es gibt da noch eine kleine Ungereimtheit.“

Und dann war es plötzlich Mord

Emil führte Kommissar König und seinen Begleiter in das Wohnzimmer. „Aber was ich wußte, habe ich doch bereits alles zu Protokoll gegeben!“ Kommissar König kniff die Augen zusammen. „Der Mann sagte also zu Ihnen, er wäre von einem Kerl, der einen weißen Golf fuhr, überfallen worden? So habe ich Sie doch verstanden. Bleiben Sie bei dieser Aussage?“ – „Stimmt, Herr Kommissar, ja, genau das hat er gesagt!“ – „Herr Rauder, ich muß Sie unter dringendem Mordverdacht festnehmen!“ Der Assistent zückte schon die Handschellen. Emil wich entsetzt einen Schritt zurück. „Wieso? Wie ist so was möglich? Wo ich doch ...“

„Das Opfer hieß Salvatore Buccini und war italienischer Staatsbürger. Das war Ihr Pech, Herr Rauder. Gerade war er hier zu seinem Bruder auf Besuch gekommen, der vor vielen Jahren als Gastarbeiter zu uns kam und mittlerweile in unserem Land heimisch geworden ist. Sein Bruder Salvatore Buccini sprach leider noch kein einziges Wort Deutsch, nicht mal ein einziges Wort ...“

Generationen

Der Großvater und der kluge Enkel

Von Günter Schiwy

Vor vielen Jahren lebte in Kreuzofen der reiche Bauer Borutta, dem die Frau gestorben war. Da sie beide in ihrem Leben hart gearbeitet, bescheiden gelebt und gespart hatten, setzte sich Borutta mit 80 Jahren auf sein Altenteil zur Ruhe. Den gut geführten Hof übergab er seinem ältestem Sohn, der eine recht geizige Frau aus dem Nachbardorf Nieden geheiratet hatte.

Nachdem der alte Bauer seinem ältesten Sohn den Hof überschrieben hatte, behandelten Sohn und Schwiegertochter ihn sehr schlecht. Der Altenteiler durfte nicht am gemeinsamen Eichentisch essen, sondern die Schwiegertochter servierte ihm seine Mahlzeiten in der anderen Hälfte des Hauses, wo er zwei Zimmer und eine Küche bewohnte, eben auf seinem Altenteil. Er durfte nicht mit essen, weil er einen Schlaganfall erlitten hatte und ihm das Essen teilweise aus den Mundwinkeln lief. Sie ekelten sich vor dem alten Mann und überließen ihn sich selbst in seiner Wohnung. Da seine Hände zitterten, ließ er dann und wann das irdene Geschirr auf die Holzdielen fallen. Das ärgerte die Schwiegertochter ungemein. Deshalb ließ sie beim Böttcher Blöß für den alten Herrn einen hölzernen Löffel, einen hölzernen Teller und zwei hölzerne Schüsseln anfertigen.

Leben wie das liebe Vieh

Das Ehepaar Borutta hatte einen zehnjährigen Sohn Johann. Enkel und Großvater verstanden sich ausgezeichnet! Johann war oft beim Großvater in seiner Wohnung. Im Winter saßen sie auf der Ofenbank am warmen Kachelofen, während draußen der kalte Wind um das Haus pfiff.

Der alte Borutta liebte seinen Enkel abgöttisch. Beide waren ein Herz und eine Seele. Oft erzählte Opa dem Enkel Johann an kalten Winterabenden von früher, trug ihm Märchen sowie Geschichten von Alt-Kreuzofen vor, las aus der Hausbibel oder beide sangen gemeinsam Volks- und Wanderlieder. So vertrieb der Enkel Johann seinem Großvater die Langeweile oder umgekehrt.

Der kleine Johann wurde dank der lehrreichen und intensiven Beschäftigung mit seinem Opa ein schlauer und aufgeweckter Junge. Großvater Borutta war stolz auf ihn!

Eines Tages schnitzte sich der kleine Johann im Holzschauer einen kleinen Holztrog, mit dem er in der Stube spielte. Aus so einem Holztrog fressen in der Regel Schweine! Das sah der Vater und fragte seinen Sohn: „Johann, warum hast du dir so einen kleinen Holztrog gemacht?“ Die prompte Antwort von Johannes war: „Wenn mein Vater und meine Mutter so alt sind, wie heute mein Großvater ist, dann lasse ich sie aus so einem Holztrog essen und setze sie in die Altenteilwohnung, wo heute unser Großvater leben muß.“

Der Vater erschrak über diese makabre Antwort seines Sohnes. Er begriff den Sinn und Zweck der kindlichen Andeutung. Der Sohn hatte ihm eine Lektion erteilt! Von diesem Zeitpunkt an war er geheilt. Und von nun an durfte der alte Großvater Borutta mit ihnen allen die Mahlzeiten gemeinsam am Tisch einnehmen und mit ihnen gemeinsam die Abende verbringen.

Gruppe von Kartenspielern · kandierte Apfelsinenschale · Tücke, Niedertracht · Handarbeit · männlicher Nachkomme · deutsches Mittelgebirge · oriental. Reisbranntwein · englisch: Fräulein · Zapfen zum Verankern · Ehrlichkeit · poetisch: Frühling · Untereinheit von Euro u. Dollar · Stromspeicher (Kurzwort) · Behälter · Teil einer Legion · israelitischer König · beschmutzt · Vorsilbe: zwischen (lat.) · Wassersportart · unbestimmte Zeitspanne · islamischer Fastenmonat · französische Hauptstadt · Strauch der Hagebutte · Skizze · Bank-, Stahlfach · Wertpapier · Kleider-, Mantelstoff · deutscher Kfz-Pionier · geometrischer Körper · Import · Feldertrag · Berg bei Innsbruck · Verbrechen · scharfer Falz, Bruch · Fischatmungsorgan · Göttertrank; Blütensaft · Kreuzesinschrift · Regenträger · biblischer Prophet · Gegner · kleiner Karpfenfisch, Pfrille · Märchen-, Sagengestalt · an keinem Ort · niederländische Stadt · Gesichtsfarbe · Fluss in Mecklenburg-Vorpommern · rechter Nebenfluss der Donau · Vulkan in der östlichen Türkei · Nachtlager für Verheiratete · schnell, blitzartig · belgischer Schriftsteller · Zimmerwinkel · augenblickliche Stimmung · kleinere Glaubensgemeinschaft · norwegischer Dichter (Knut) · Stadt u. Kanton in der Schweiz · Überschrift · Entwicklung ins Negative · Vorname Presleys · Sinnesorgan · Rang; Würde, Amt (franz.) · vermuten, spekulieren · Gebirgsmulde · Fehllos bei der Lotterie · englisches Bier · Westgermane · tierisches Milchorgan · Unglück, Missgeschick · die Unwahrheit sagen · Gewürz-, Heilpflanze · ägyptische Göttin · Schreibgerät · griech.-römischer Gott · Nadelbaum · Ölbaumfrucht · Hülsenfrucht · netzartiges Gewebe · Gedichtform mit vierzehn Versen · Unterarmknochen · Schwingungszahl (Physik) · die erste Frau (A.T.) · griechischer Buchstabe · Verbannung; Verbannungsort · tiefes Bedauern · Küchengerät, Lochgefäß · spanischer Artikel · Altersrente · Cousin · Gefolgs-, Lehnsmann · Staat in Westafrika · munter, lebhaft · Laubbaum

So ist's richtig:

Diagonalrätsel: 1. Schwur, 2. Steuer, 3. Arie, 4. Spitze, 5. Betrug, 6. Flocke – Statue, Relief

Kreiskette: 1. Turnus, 2. eirund, 3. Denise, 4. Platin, 5. galant – Stundenplan

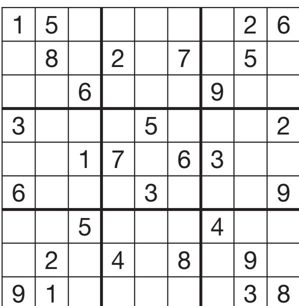
Sudoku:

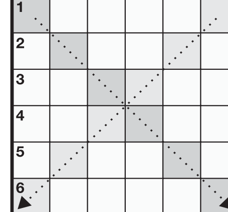
1	5	7	9	4	3	8	2	6
4	8	9	2	6	7	1	5	3
2	3	6	5	8	1	9	4	7
3	4	8	1	5	9	7	6	2
5	9	1	7	2	6	3	8	4
6	7	2	8	3	4	5	1	9
8	6	5	3	9	2	4	7	1
7	2	3	4	1	8	6	9	5
9	1	4	6	7	5	2	3	8

Sudoku

1	5						2	6
	8		2		7		5	
		6				9		
3				5				2
		1	7		6	3		
6				3				9
		5				4		
	2		4		8		9	
9	1						3	8

Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält.





Diagonalrätsel

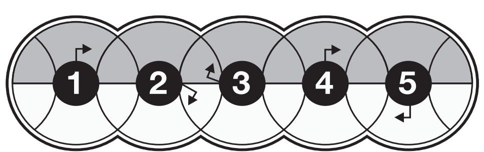
Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Bildhauerwerke.

1 Eid, Gelübde,
2 Lenkvorrichtung,
3 Zimmerpflanze,
4 Anfang, vorderer Teil
5 bewusste Täuschung, Gaunerei,
6 Schneegebilde

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte eine zeitliche Anordnung des Schulunterrichts.

1 festgelegte Reihenfolge, **2** oval, **3** französischer Frauenname, **4** silbergrau glänzendes Edelmetall, **5** ritterlich, höflich



Später Ruhm für einen großen Denker

»Über den Willen in der Natur«: Arthur Schopenhauers Deutung des Lebens

Von Rüdiger Ruhnau

Lange Zeit dachte Schopenhauer daran, eine erweiterte zweite Auflage seines Hauptwerkes zu editieren. „Die Welt als Wille und Vorstellung“, ein dickes Buch von 750 Seiten, hatte der Verleger F. A. Brockhaus schon 1819 in Leipzig herausgebracht. Inzwischen waren 17 Jahre vergangen, die Tage- beziehungsweise Manuskriptbücher des Philosophen zu acht dickleibigen Quartbänden angewachsen. Mithin war es an der Zeit, die Stellungnahme der empirischen Wissenschaften, welche Schopenhauers Philosophie erfahren hatte, in erweiterter Form einer interessierten Öffentlichkeit vorzustellen. Groß war die Enttäuschung, als der Verleger Brockhaus schrieb, daß niemand in den letzten Jahren nach dem Hauptwerk gefragt habe, so daß, bis auf 50 Exemplare, alle anderen zur Makulatur gemacht worden waren.

Schopenhauer hatte in schärfster Form gegen das „philosophische Gewerbe“, wie er die beamteten Universitätsprofessoren zu benennen beliebte, polemisiert. Besonders seinen „Lieblingsgegner“, Friedrich Hegel, nahm der Danziger Denker aufs Korn. Er geißelte die Hegelsche „Afterlehre“: Den „feilen Philosophastern, welche den Regierungen nach dem Maule philosophieren, wollte er den Markt verderben und den Kredit entziehen.“ Diese offene Kriegserklärung an die staatstragende Universitätsphilosophie war natürlich sehr unklug. Friedrich Hegel besaß starken Rückhalt beim preußischen Kulturminister, Freiherr vom Stein zum Altenstein, welcher der Hegelschen Staatsphilosophie den Boden bereitet hatte. Derselbe Professor Hegel, Nachfolger Fichtes auf dem Berliner Lehrstuhl der Philosophie, war es übrigens, der die Bewerbung Schopenhauers maßgebend beurteilt hatte, diesem die venia legendi erteilte, das Recht, an einer Universität Vorlesungen zu halten. Schopenhauer, eigensinnig wie er war, hatte sein Kolleg zum gleichen Zeitpunkt angekündigt wie der berühmte Hegel. Es kam, wie es kommen mußte. Die Kommilitonen gingen lieber zu Hegel, der die Prüfungen abnahm, als zu dem Privatdozenten Arthur Schopenhauer, dessen Zuhörerzahl immer kleiner wurde. Zwar kündete das Berliner Vorlesungsverzeichnis noch jahrelang an, daß Dr. Schopenhauer „Die Grundlagen der Philosophie oder die Theorie der gesamten Erkenntnis mit Einschluß der Logik priva-tim zu lesen gedenke“, aber verbittert mußte der junge Privatdozent erkennen, daß niemand seine Philosophie hören mochte. Die sauber geschriebenen Vorlesungsmanuskripte sind bis heute vollständig erhalten geblieben.

Schopenhauer, finanziell abgesichert, resignierte. Vielleicht war es gut so, daß aus der angestrebten Professur nichts wurde. Er, der sich nur der Wahrheit verpflichtet fühlte, brauchte mit seinem tiefschürfenden Gedankengut auf niemand Rücksicht zu nehmen. Es ist bekannt, wie Immanuel Kant, der die revolutionäre Geistesfreiheit auch für sich beanspruchte, angedroht wurde, ihm würden „bei fortgesetzter Renitenz unangenehme Verfügungen treffen“.

Friedrich Wilhelm II., ein Neffe Friedrichs des Großen, hatte durch ein Religions- und Zensuredikt die friderizianische Geistesfreiheit für beendet erklärt. Wohl fügte sich der Königsberger Philosophieprofessor der königlichen Bestimmung, aber zu einem Widerruf war er nicht bereit. In Kants Nachlaß fand sich ein Entwurf zu seiner Rechtfertigung, in dem es unter anderem heißt: „Wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist es darum auch nicht Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen.“ Diesem Druck war Arthur Schopenhauer, dank seines väterlichen Erbes, nicht ausgesetzt. Er konnte in seinem vor 170 Jahren herausgegebenen Werk „Über den Willen in der Natur“ jenes schreiben, was das Ergebnis eines jahrzehntelangen Denkens ausmachte.



Arthur Schopenhauer: Ein eigensinniger Geist — Foto: Archiv

Arthur Schopenhauer
Die Kunst, sich selbst zu erkennen
Herausgegeben von Franco Volpi
beck'sche reihe

Erkenne dich selbst – nach dieser Lebensmaxime hat Arthur Schopenhauer sich bemüht, das Zusammenleben mit anderen Menschen zu meistern und sich in der Welt zurechtzufinden. In autobiographischen Skizzen und Gedankensplittern hielt er alles das fest, was ihm wichtig war. Franco Volpi hat nun diese Texte, die als verschollen galten, rekonstruiert und in einem Buch zusammengefaßt (Verlag C. H. Beck, München 2006, 128 Seiten, brosch., 7,90 Euro). Dieses „Journal intime“ wirft einen neuen Blick auf den Philosophen aus Danzig. *o-n*

Wenn die moderne Naturwissenschaft die Entstehung des Lebens oder die des Kosmos zu deuten versucht, dann gelangt sie aufgrund des Kausalitätsprinzips bald an eine Grenze, hinter der ein experimenteller Beweis nicht mehr möglich ist.

Da aber jedes Naturgesetz jederzeit beweiskräftig reproduzierbar sein muß, beginnt an dieser Grenze das Metaphysische oder mit anderen Worten: Wo die Naturwissenschaften enden, beginnt die Philosophie.

Das berühmte „Ding an sich“ des Königsberger Philosophen ist bei dem Danziger der „Wille“. Er allein ist das „wahrhaft Reale, allein Ursprüngliche und Metaphysische in einer Welt, wo alles übrige nur bloße Vorstellung ist“.

Unter „Weltwille“ versteht Schopenhauer den Urtrieb, der alles organische Leben beherrscht und in der Erhaltung der Gattung seine Erfüllung findet.

Schopenhauer meinte mit „Wille“ nicht das vom Individuum bewußte Wollen, sondern er verstand darunter beispielsweise jenen Vorgang des Atmens oder des Wachsens, der unbewußt vom vegetativen Nervensystem gesteuert wird. In die moderne Sprache der Chemie übersetzt heißt dies: Es gibt keinen Gegenstand, sei er organischer oder anorganischer Natur, der in absoluter Ruhe verharrt.

Jede Materie – und außerhalb dieser gibt es nichts – ist aus Atomen zusammengesetzt. In jedem Atom ist eine dauernde Bewegung vorhanden, sowohl bei den Nucleonen innerhalb des Atomkerns wie auch der Elektronen in der Atomschale.

Aus einer Vielzahl von Atomen besteht die DNS (Desoxiribonukleinsäure). Daß in den Genen die Sequenz (Reihenfolge) der DNS die Erbanlage jedes Lebewesens bestimmt, gehört zu den wichtigsten Entdeckungen der Biochemie. Für den Beginn des Lebens auf unserer Erde war das Vorhandensein organischer Materie die Voraussetzung. Vor etwa vier Milliarden Jahren bildeten sich so günstige Bedingungen, daß einfache Aminosäuren entstanden, Grundbausteine der Proteine, die wiederum Voraussetzung für das Entstehen einer lebenden Zelle sind.

Dem Engländer Charles Darwin blieb es vorbehalten, für die Entstehung der Arten eine Begründung zu finden. Er erklärte die Evolution durch mechanistische Selbstorganisation der Materie. Die Mittel, deren sich die Natur hierbei bedient, sind die Mutation und die Selektion, wobei sich die Evolution in winzigsten Schritten vollzieht. Beide, Mutation und Selektion, sind aber nicht deterministisch von der Natur festgelegt, das heißt, es besteht keine notwendige Vorherbestimmtheit für den Evolutionsprozeß.

Dieser Darwinistisch-molekularen Evolutionstheorie steht die Meinung der Theisten gegenüber. Sie plädieren für einen Anfang, der nur durch einen Schöpfungsakt erklärbar ist. Ein Schöpfungsakt im Sinne der Theisten würde bedeuten: Ein außerhalb der Materie herrschender Wille hat die Weichen für eine bestimmte Entwicklung gestellt, was allerdings mit naturwissenschaftlichem Wissen unvereinbar ist. Einen Geist ohne Materie gibt es nicht, jeder Denkprozeß ist an Materie gebunden.

In der 1836 herausgegebenen Schrift „Über den Willen in der Natur“ (Verlag S. Schmerber, Frankfurt am Main) nennt Schopenhauer im Untertitel die Absicht seines Buches, nämlich „eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit ihrem Auftreten durch die Naturwissenschaften, erhalten hat“. In 500 Exemplaren, auf eigene Kosten gedruckt, nahm das Buch vieles vorweg, was die empirischen Wissenschaften bestätigten. Spät, aber nicht zu spät, erreichte den einsamen Denker der Ruhm.

Legendäre »Lange Kerls«

Eine neue CD bietet Geschichte aus erster Hand

Von Silke Osman

Zwischen kurioser Folklore und Sinnbild für preußischen Militarismus bewegen sich heute die Ansichten über die legendären „Langen Kerls“, die Elitetruppe Friedrich Wilhelms I., des Soldatenkönigs. Stattliche Zwei-Meter-Männer sollen es gewesen sein, die durch die hohen Grenadiermützen noch größer wirkten, mit roter Weste und Hose unter dem preußisch-blauen Rock und strahlend weißen Gamaschen. Klischee oder Mythos, gar Maskerade? Was verbarg sich hinter der Legende der „Langen Kerls“? Wie groß waren sie wirklich? Und wurden sie zum Dienst gepreßt? Heute gibt es kaum noch zuverlässige Quellen, diese Fragen zu beantworten, da das preußische Heeresarchiv bei der Bombardierung Potsdams 1945 verlorenging.

Ein authentisches Bild von der Anwerbung der Soldaten, ihres Dienstes und des sozialen Milieus, in dem die Königsgrenadiere lebten, erhält man jedoch beim Studium der „Kabinettsminüten“, einer chronologisch organisierten Sammlung von Abschriften aller Anweisungen, die täglich vom König im Kabinett eigenhändig verfaßt oder diktiert wurden. Jährlich waren es etwa 6000 Kabinettsordres. In der Zeit von 1728 bis zum Tod des Soldatenkönigs am 31. Mai 1740 hatte man schließlich 21 Bände gefüllt. Jürgen Kloosterhuis, Direktor des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz, hat diese immense Quelle durchgeforstet und die Geschichte der legendären Langen Kerls dokumentiert. Eine Ausstellung im Schloß Königs Wusterhausen würdigte 2005 die Geschichte des Königsregiments. Jetzt hat das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz eine CD mit dem Titel „Legendäre ‚Lange Kerls‘“ herausgegeben, auf der 32 ausgewählte Texte zu hören sind, die von „König Friedrich Wilhelm I.“ gesprochen von Harry Kühn, einem Kabinettssekretär (Sprecher Christian Rode) und einer Chronistin (Marina Behnke) vorgelesen werden (Länge etwa 77 Minuten, 15 Euro). Neben den Texten sind auch drei sogenannte „Dienststücke“ wie die von Tambouren und Schwegelpfeifern gespielte „Vergatterung“, der „Fahnenmarsch“ und der „Grenadiermarsch“ sowie der Regimentsmarsch des Königsregiments Nr. 6 zu hören. Bearbeitet und eingespielt wurden die Stücke von dem Ensemble Berlin Baroque unter der Leitung von Gerhard Oppelt.

Viel erfährt man durch die authentischen Berichte und Befehle sowie durch die begleitenden Texte über das Leben der Soldaten, aber auch über den preußischen Herrscher, der als Soldatenkönig und unnachsichtiger Vater in der Geschichtsschreibung nicht immer gut wegkommt. Friedrich Wilhelm I. war durchaus engagiert in der Gesundheitsfürsorge seiner Soldaten und zahlte den Gardisten Spitzenlöhne sowie Extravergütungen. Prügelstrafen nannte er barbarisch und betonte, daß „ein Soldat im Dienste ein Mensch ist“. – Ein Hörbuch der Extraklasse und ein Hörvergnügen für Preußen-Fans.

Markenzeichen blaues L

Vor 150 Jahren gründete Gustav Langenscheidt einen Verlag

Von Helga Steinberg

Wenn einer eine Reise macht, dann kann er was erzählen“, sagt der Volksmund. Wie wahr. Doch was tun, wenn man die Sprache des fremden Landes nicht oder nur sehr kläglich beherrscht? Zu dieser Erkenntnis kam ein junger Mann, dessen Name heute weltweit mit dem Erlernen fremder Sprachen verbunden ist: Gustav Langenscheidt (1832–1895). Das große blaue L, das auf den Publikationen aus seinem Verlag prangt, ist Schülern und Studenten, aber auch Reisenden gleichermaßen ein Begriff.



Als 17jähriger machte sich Langenscheidt 1849 von Berlin aus auf, die Welt zu erkunden, zumindest die damals zu Fuß zu erreichende Welt. Am 1. November ging's los Richtung Hamburg. Bereits in Mecklenburg konnte der junge Mann kein Wort mehr verstehen, sprachen die Menschen dort auf dem flachen Land doch nur Platt. Er brach die Reise bald ab und unternahm einen neuen Versuch im Frühjahr 1850. Über Calais und Dover führte ihn der Weg nach London. Langenscheidt, der kein Wort Englisch beherrschte, suchte sich eine Unterkunft und fand ein Haus, auf dem die Worte „good bed“ oder so ähnlich zu lesen waren. Er notierte in seinem Tagebuch: „... Es ist ein wahrhaft peinliches Gefühl, unter Menschen nicht Mensch sein und Gedanken austauschen zu können.“ Später machte er es sich zur Aufgabe, einer breiten Bevölkerungsschicht fremde Sprachen näherzubringen und erfand zusammen mit seinem Französischlehrer Charles Toussaint die erste praktikable Lautschrift. Vor 150 Jahren dann gründete er einen eigenen Verlag. Heute arbeiten rund 1400 Menschen in elf Ländern für die Langenscheidt Verlagsgruppe.

Die abenteuerliche Reise zu Fuß führte Langescheidt damals übrigens noch nach Paris, seinem Traumziel, in die Schweiz, weiter nach Italien, wo man gerade dabei war, den Simplontunnel zu bauen, über Graz nach Wien. Dort fand der junge Mann auf den Speisekarten Begriffe, die ihm böhmische Dörfer waren, doch: „Nirgends ißt man besser als in Wien.“ In München erlebte er eine heftige Rauferei zwischen streitsüchtigen Bajuwaren und Preußen. Karlsbad, Prag und Breslau waren weiterere Stationen, bis er schließlich wieder Berlin erreichte.

Ob diese Reise tatsächlich den Ausschlag gab, Wörterbücher herauszugeben, bleibt dahingestellt. Der Verlag hat es sich zum Jubiläum einfallen lassen, die Reiseskizzen seines Gründers als Hörbuch herauszugeben (unter www.langenscheidt.de/150Jahre kostenlos herunterzuladen). – Vergnüglich und informativ zugleich.

***Gustav Langenscheidt: „Promenaden durch Nord, Süd und West 1849–1850“**, Reisetagebuch, Langenscheidt Verlag, München 2006, Sprecher Dieter Mayer-Simeth und Paul Herwig, CD Länge: etwa 70 Minuten.*

Ganz und gar nicht dumme Gänse

Ägypter, Römer und Griechen schätzten die Tiere nicht nur als schmackhaften Braten

Von Anne Bahrs

Es war ja nicht immer so, daß verächtlich über „dumme Gänse“ geredet wurde! Allerdings ist es schon lange her, daß die ehemals in ihrer Wildform schlanken, flugtüchtigen Vögel einen Hängebauch bekamen unter ihrem hübschen Federkleid. Da waren sie bereits Haustiere der Menschen geworden und hatten sich verwöhnen lassen. Sie machten sich beliebt und wurden dabei schwer und behäbig. Eine Gans war das Lieblingstier der ägyptischen Fruchtbarkeitsgöttin Isis, und sie wurde ihr auch geopfert – für eine gute Zukunft.

Die alten Ägypter opferten der Göttin Isis eine Gans

Die Gänsezucht am Nil verhieß Wohlstand und Reichtum. Deshalb war die Gans als Haustier sehr geachtet. Dort, wo die Gänse weideten, gediehen alsbald hübsche kleine Blumen, die wir heute Gänseblümchen, Maßliebchen oder auch Marienblümchen nennen. Immer noch sind sie der Gänse Lieblingsspeise und zeigen guten Boden an.

Auch im alten römischen Reich wurde die Gans heilig genannt und der Schutzpatronin Juno zugesellt. Zu Ehren dieser Göttin hielt man auf dem Kapitol Gänse. Hier durften sich die aufmerksamen Vögel als Verteidiger bewähren, denn als sie sich einmal durch unbekannte Geräusche zu nächtlicher Zeit gestört fühlten, hob ein lautes Geschnatter an, das die Wachmannschaft weckte. Die konnte den gallischen Feldherrn Brennus und seine Mannen rechtzeitig in die Flucht schlagen, und der geplante Anschlag des Feindes mißlang. Die Gänse hatten das Kapitol gerettet!

In Vorderasien und Griechenland war die Gans als üppig-zärtlicher Vogel der schönen Aphrodite geweiht. In der Antike schätzte man die Gänse auch, weil man ihnen die Tugenden Liebe und Treue zumaß, die Männer stets an Frauen verehren.

Aus den Aufzeichnungen Homers wissen wir, daß der Gänsebraten schon damals ein Gaumengenuß war. Gänseleber galt als besondere Delikatesse. Das „Stopfen“ wurde wahrscheinlich von den Römern erdacht, weil sich durch solche Mastprozedur die Gänseleber stark vergrößert.

Auch unsere Vorfahren waren keine Kostverächter. Sie hielten riesige Herden dieser folgsamen Tiere und opferten sie nach einer guten Ernte ihrem Gott Wotan. In gewissem Sinn blieb die Gans bis heute ein Opfertier. Denn alljährlich werden zu St. Martin (11. November) sehr viele Gänse geschlachtet. Das kann aber doch nicht die Strafe dafür sein, daß die aufgeregten Tiere durch ihr lautes Geschnatter den jungen Ritter Martin verrieten, der sich vor den Kirchenmännern im Gänsestall versteckt hatte, weil er meinte, das Bischofsamt nicht ausüben zu können? Als er schließlich entdeckt wurde, nahm er die Bürde auf sich und konnte Kraft seines Amtes viel Gutes tun. Seither gelten Gänse als dumm. Denn sie haben zwar den guten Mann fürs Kirchenamt verraten, die Suchenden dabei aber auch daran erinnert, daß Gänsebraten eine köstliche Mahlzeit ist. Da nun der neue Bischof gefunden war, durfte gefeiert und gut gespeist werden.

Im Herbst jeden Jahres, wenn um den Martinstag die kalte Zeit beginnt, oder zu den Festtagen im Dezember entledigt man sich gern der Fresser, die man nicht über den Winter bringen will. Nur zum Eierlegen darf eine kleine Gänseschar überleben und hier und dort auch ein Gänserich, damit der Nachwuchs nicht ausbleibt.

Keine Gans kann ahnen, daß hochmütige Menschen Vergleiche anstellen …



Als es noch keine Vogelgrippe gab: Gänse tummelten sich auf der Wiesen anstatt im Stall zu verkümmern. Foto: Archiv

Gestreßtes Federvieh

Für einen Feinschmecker gibt es in dieser Jahreszeit wohl kaum etwas Köstlicheres als einen Gänsebraten. „Eine gut gebratene Gans ist eine gute Gabe Gottes“, sagt schon der Volksmund, dem dabei sicher das Wasser im Mund zusammenläuft. Dabei muß es gar nicht immer eine ganze Gans sein, die auf den Tisch des Hauses kommt. Auch Gänsekeulen (die gebraten und dann in sauer eingelegt werden) oder eine stolze Gänsebrust erfreuen den Gaumen.

Nun aber soll es in diesem Jahr nicht mehr so üppig zugehen mit den Gänsebraten. „Die Gänse werden knapp“, titelte eine norddeutsche Tageszeitung und bezog sich auf Meldungen aus Schleswig-Holstein und Niedersachsen, dem geflügelreichsten Bundesland. Dort sei das Angebot erheblich zurückgegangen, in Niedersachsen um 15, in Schleswig-Holstein gar um 30 Prozent.

Schuld sei die Vogelgrippe, sagen die Züchter. Viele Hobbyzüchter hätten sich wegen der strengen Stallpflicht, die bundesweit bis Mai vorgeschrieben war, gar nicht erst getraut, Gänseküken aufzuziehen. Auch die großen Zuchtbetriebe haben ernsthafte Nachwuchssorgen. Das Federvieh sei nach Entlassung aus dem Stall so gestreßt gewesen, daß es gar nicht richtig in Paarungslaune war, so ein Züchter. Überhaupt erfolge die Paarung der Gänse nur in natürlichen Gewässern durch den sogenannten Ganter-Tritt. Die Hauptpaarungszeit aber war im Mai meist schon gelaufen. Inzwischen habe sich die Situation entspannt, und keiner müsse auf seinen Gänsebraten zu Martini oder zum Weihnachtsfest verzichten. Der Verbraucher müsse allerdings das tun, was er in diesen Tagen immer tun muß: tiefer ins Portemonnaie greifen. Aber bei einer gut gebratene Gans wird so mancher nicht widerstehen können. *SiS*

Alte Steine mahnen

Reinhard Kilies schuf eine Kapelle für den Heiligen Franz von Assisi

Seit sechs Jahren gestaltet Reinhard P. Kilies, Maler, Grafiker, Bildhauer und Naturfreund aus Limbach-Oberfrohna, alte Steine der Frauenkirchruine, die er von Baudirektor Eberhard Burger für seine Arbeit erhielt. Ausstellungen seiner steinernen Bildwerke waren auf der Nürnberger Messe, in der Jakobikirche Chemnitz und anläßlich der Frauenkirchenweihe in der Trinitatiskirchruine Dresden-Johannstadt zu sehen.

Nun entstand aus alten ausgemusterten Frauenkirchensteinen eine Kapelle, Franz von Assisi gewidmet. So belassen, wie sie jahrzehntelang mahnend im Trümmerberg auf dem Neumarkt lagen, zerbrochen, schwarz, wurden die alten Steine neu zusammengefügt. Eine drei Meter hohe halbkreisförmige Mauer umfängt einen zum Himmel und zum Süden offenen Raum von sechs Metern Durchmesser. Es ist ein Gemisch ausgewählter Fragmente, einige mit Steinmetzzeichen und Inschriften, mit Eisen-, Kupfer-und Bleistücken, mit Messingmarken und Beschriftungen der archäologischen Enttrümmerung.

Auf der Mauerkrone, in den Nischen und als Altar finden sich besondere Stücke wie Rauchvasenteile, ein Spitzbogenteil der gotischen Frauenkirche, vom Schöpfer des Altars, Johann Christian Feige, eigenhändig bearbeitete Steine sowie das vom Brand rotgefärbte Kapitellstück eines Hauptpfeilers. Auf dem Fußboden ist ein Steinkreuz aus Variationen des sächsischen Elbsandsteins, im Zentrum eine Platte mit zentimeterdicker schwarzer Patina. Die alten Steine, die in Dresden auf dem Neumarkt in die neue Frauenkirche eingefügt wurden, erinnern nicht zuletzt auch an die Zerstörungen und Menschenopfer des Krieges.

Zu sehen ist die Kapelle auf dem Kiliesschen Anwesen in Limbach-Oberfrohna. Dort soll sie auch im kommenden Jahr geweiht werden. Ein Stein fehlt allerdings noch – zur Weihe soll ein Stein aus Assisi gesetzt werden.

Kilies, 1947 in Sachsen als Sohn einer Tilsiterin geboren und seit 1972 freischaffend tätig, war über 25 Jahre auch als Italienisch-Dolmetscher, Übersetzer, Reiseleiter und Stadtführer in der DDR unterwegs, führte Tausende Italiener zum Trümmerberg in Dresden. Ein Grund mehr, diese Kapelle Franz von Assisi zu widmen, der seit 1939 auch Schutzpatron Italiens ist und von Johannes Paul II. als Schutzheiliger der Ökologen gewürdigt wurde. *eb*

Nähere Informationen über die Kapelle bei Reinhard P. Kilies, Zum Kapellenberg 15, 09212 Limbach-Oberfrohna, Telefon (0 37 22) 77 94 20.



Kapelle für Franz von Assisi: Aus alten ausgemusterten Steinen der Dresdner Frauenkirche geschaffen Foto: privat

»Hast du schon gehört?«

Klatsch und Tratsch kann der Seele wohltun

Von Helga Licher

Es fängt ganz harmlos an. „Hast du schon gehört? Weißt du, wen ich gestern gesehen habe? Unsere Nachbarin hat gesagt …“ So oder so ähnlich beginnt sie zu brodeln – die Gerüchteküche. Niemand gibt es gerne zu, dennoch tut es jeder. Beim Frisör, beim Zahnarzt oder im Büro, aber vor allem heimlich: Klatschen und tratschen!

Dabei ist es nicht in erster Linie das weibliche Geschlecht, das sich für die Verbreitung von Neuigkeiten verantwortlich fühlt. Nein, wer hätte das gedacht: Männer tratschen viel häufiger als Frauen. Sie nennen es nur anders!

Männer diskutieren tiefgründig, sie führen wichtige Gespräche und erörtern Fakten. Ein Mann ist niemals neugierig, sondern extrem interessiert. Allerdings klatschen Männer in der Regel weniger über persönliche Themen, sondern über Kollegen, Sport und Politik.

Frauen dagegen sind ihren Mitmenschen gegenüber offener. Sie reden freimütig über Beziehungen, Klamotten und Kindererziehung und liefern damit natürlich eine Menge Stoff für Klatsch und Tratschgeschichten. Dabei tratschen Frauen nicht nur des Tratschens willen, eine Frau versteht durchaus, warum manche Dinge besser unter Verschluß gehalten werden sollten. Klatschen ist psychologisch gesehen für unser Seelenheil sehr wichtig. Und das weiß „Frau“ ganz genau. Nur sie kennt das leichte Kribbeln auf der Haut, wenn sie der besten Freundin das neueste Betriebsgeheimnis anvertraut. Unter dem Mantel der Verschwiegenheit, versteht sich. Der Form halber wird ein leises „Erzähl es bitte nicht weiter …“ hinzugefügt, aber diese Bemerkung ist für jede erfahrene Klatschtante eine versteckte Aufforderung, die Neuigkeit möglichst schnell zu verbreiten. Männer verhalten sich dagegen deutlich diskreter. Wenn Sie einem Mann ein Geheimnis anvertrauen, nimmt er es mit in sein Grab. Männer klatschen nur über Themen, die ohnehin schon jedem bekannt sind. Leider wird dabei auch wenig auf die Aktualität eines Themas geachtet, Männer sind da nicht sehr wählerisch. Bis ein Mann das „Gras wachsen hört“, ist ein Thema oft schon „ausgelutscht“.

Lange galt das Gerede hinter vorgehaltener Hand als bösartig, aber das haben amerikanische Sozialforscher längst revidiert. Diese Wissenschaftler haben nämlich herausgefunden, daß das menschliche Gehirn Klatschgeschichten deutlich länger speichert als sachliche Informationen. Sie sind sogar der Meinung: „Wer richtig tratscht, wird es in seinem Leben weit bringen.“ Wer beruflich Erfolg haben will, muß seinen Namen bekannt machen, und das geht nun mal am einfachsten durch Klatsch und Tratsch. Gerade Büroklatsch ist ein wichtiger Faktor, um auf sich aufmerksam zu machen und somit einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Dabei ist es allerdings wichtig, darauf zu achten, seine Informationen gezielt weiterzugeben. – Tratschen ist ein Erfolgsrezept, das jeder beherrscht. Also: „Reden wir drüber …“



Was gibt's Neues?: Gutmütiger Klatsch tut wohl. Foto: Archiv

Herzerfrischende Geschichten, genau 17 an der Zahl, hat Helga Licher jetzt unter dem Titel „Papa kocht italienisch“ zu einem Buch vereint (Schmidt Verlag, 112 Seiten, illustriert von Edda Scholz, brosch., 9,90 Euro). Die 1948 in Osnabrück geborene Autorin hat wieder mit Witz und Charme Beobachtungen und Begebenheiten aus dem Alltag zu zauberhaften Geschichten verarbeitet und hält für ihre Leser so manche Pointe parat.

Muße für Land und Leute

Flußkreuzfahrt von Budapest nach Wien – Auf den Spuren von Kaisern und Königen, Mehlspeisen und Mozart

Von Angelika Fischer

Wer kennt ihn nicht, den Johann-Strauß-Walzer von der schönen, blauen Donau?

Um es gleich vorwegzunehmen: Schön hat die Donau sich uns in der Tat präsentiert zwischen Budapest und Wien, mit naturbelassenen Ufern und überschwemmten Auen, kräftigem Regen und Hochwasser, das den gesamten Schiffsverkehr einen Tag lang zum Erliegen brachte ... Aber blau hat sie sich uns nicht gezeigt! Mal schilfgrün, mal lehmig gelb, dann wieder silbern glitzernd, wenn nach einem Schauer für kurze Zeit die Sonne zwischen dunklen Wolken hervorbrach. „Doch, doch, bei bestimmten Lichtverhältnissen ist die Donau richtig schön blau“, versichert uns Harry Ripson, Kapitän auf der MS „River Cloud“ seit ihrer Indienststellung vor zehn Jahren. Wenn einer es weiß, dann er!

Die Annehmlichkeiten eines komfortablen Fünf-Sterne-Schiffes, wie es die „River Cloud“ und ihr fünf Jahre jüngeres Schwesterschiff „River Cloud II“ sind, weiß man insbesondere dann zu schätzen, wenn das Wetter es nicht erlaubt, oben an Deck in der Sonne zu liegen.

Im Gegensatz zu einer Hochseekreuzfahrt, wo für Landgänge zumeist nur wenige Stunden Zeit bleiben, bietet eine Flußkreuzfahrt wesentlich mehr Muße, um Land und Leute, Sehenswürdigkeiten und Geschichte kennenzulernen. Anderthalb Tage Budapest: Also hinein in den Bus und hinauf zum Königspalast, der heute mehrere Museen beherbergt, zur Matthiaskirche, in der traditionell die ungarischen Könige gekrönt wurden, so auch 1867 der österreichische Kaiser Franz Joseph I. und Gemahlin Elisabeth ... Jedem Sissi-Film-Fan ist die vor Ort gedrehte Zeremonie als Geburtsstunde der k.u.k. Doppelmonarchie in allen Einzelheiten bestens vertraut!

Vor der Matthiaskirche thront die imposante Reiterstatue des heiligen Stephan, womit in Ungarn keineswegs der gesteinigte Märtyrer Sankt Stephanus, sondern Stephan I. gemeint ist, erster ungarischer König und um das Jahr 1000 Gründer des magyarischen Reiches. Er bekehrte sich zum Christentum und erklärte es für sein Land zur Staatsreligion, was ihm 1083 von Papst Gregor VII. die Heiligsprechung bescherte.

Während die freiheitsliebenden und nationalstolzen Ungarn zur Habsburger Krone stets ein gespaltenes Verhältnis hegten, sie teilweise als Fremdherrschaft empfanden, wenn auch einhergehend mit wirtschaftlichem Aufschwung und städtebaulichem Fortschritt, lebt in Wien der Zeitgeist der seligen Monarchie ungebrochen und nostalgisch verklärt weiter – zumindest auf dem touristischen Sektor.

Besonders das Mozartjahr 2006 steht ganz und gar im Zeichen des 18. Jahrhunderts beziehungsweise des vor 250 Jahren geborenen Musikgenies. Geburtsort war Salzburg, das damals allerdings noch gar nicht zu Österreich gehörte. Dessen ungeachtet wird Mozart heute gefeiert als der weltweit berühmteste Sohn des Landes und kann sich nicht mehr dagegen wehren, daß sein Konterfei in Form von Talern, Kugeln, T-Shirts, Bierseideln, Weingläsern, Schlüsselanhängern und etlichem Kitsch mehr unters Volk gebracht wird.



Komfortables Fünf-Sterne-Schiff: Die „River Cloud“ verspricht eine angenehme Reise über Flüsse. Foto: Sea cloud cruiser

Aber es gab auch ernsthafte und sehenswerte Annäherungen an das Genie: eine umfassende, zweigeteilte Ausstellung in der Wiener Albertina, die sich im historischen Teil dem Komponisten und seiner Zeit widmete mit Dokumentationen über Leben und Werk im gesellschaftlichen Kontext.

Wer die Ausstellung versäumt hat, dem sei ein dauerhaft erlebbarer Kunstgenuß empfohlen, der atemberaubend ist, und das im wahrsten Sinne des Wortes: die Karlskirche. Das barocke Meisterwerk ist benannt nach Kaiser Karl VI., der 30 Jahre nach der zweiten Türkenbelagerung während einer verheerenden Pestepidemie versprach, nach deren Abzug eine Kirche errichten zu lassen. In dem 1713 in Auftrag gegebenen Bau nach den Plänen des Schönbrunn-Architekten Johann Bernhard Fischer von Erlach ist die Restaurierung der Kuppel und ihrer weltberühmten Fresken nahezu abgeschlossen.

River Cloud: Sea Cloud Cruises GmbH, Ballindamm 17, 20095 Hamburg, www.seacloud.com, Budapest (deutschsprachig): www.budapestinfo.hu/de/, Wien: www.stadt-wien.at, Mozartjahr: www.wienmozart2006.at, Karlskirche: www.karlskirche.at, Apfelstrudelshow: www.cafe-wien.at

»Ich fotografiere Menschen und nicht Politiker«

Laurence Chaperon hat einen neuen Bildband vorgelegt, der Fotos und Aussagen zum Thema Zeit miteinander verknüpft





„Zeit hat für mich viel mit Handeln, mit Praxis zu tun, mit einer Zeit des Eingreifens“: Neben Claudia Roth und Roland Koch zeigt der Band zahlreiche bekannte Gesichter. Fotos: Chaperon

Laurence Chaperon ist eine der renommiertesten Politiker-Fotografinnen Deutschlands.

Die Pariserin studierte nach dem Ende ihrer ersten Karriere als Balletttänzerin in Bonn Fotografie.

Ihr Motto „Ich fotografiere Menschen und nicht Politiker“ machte ihre Arbeiten bei Zeitungen und Magazinen als Abnehmer und den Politikern als Motiven gleichermaßen beliebt.

In dem aktuell veröffentlichten Bildband „Zeit für Zeit“ hat die inzwischen mit dem Bundestag nach Berlin gezogene Wahl-Deutsche Fotos von zahlreichen bekannten Politikern veröffentlicht, die zu ihren Fotos jeweils einige Zeilen zum Thema Zeit geschrieben haben.

„Zeit ist unfaßbar für uns – zum Glück! Ich kann die Zeit in schönen Momenten nicht festhalten, und ich habe keine Möglichkeit, sie länger andauern zu lassen. Zeit ist eine Kraft, die schmerzlich verändern, aber auch trösten und Wunden heilen kann.“ Während der schleswig-holsteinische Ministerpräsident Peter Harry Carstensen – der hier für ihn so typisch am Hafen fotografiert wurde – offenbar selbst zur Feder gegriffen hat, zitieren einige andere wie beispielsweise Peter Struck lieber bekannte Literaten und Philosophen. Auch die Länge der Beiträge ist sehr unterschiedlich. So hat die Kanzlerin Angela Merkel für sich das Motto „In der Ruhe liegt die Kraft“ gewählt, während der umfassende Beitrag des niedersächsischen Ministerpräsidenten Christian Wulff aufgrund seiner Länge in einer sehr kleinen Schriftgröße gedruckt werden mußte.

Ein wenig enttäuschend ist allerdings die Tatsache, daß Laurence Chaperon alle Politiker in einer für sie jeweils ziemlich typischen Pose zeigt. Guido Westerwelle beim Segeln, Klaus Wowereit vorm Roten Rathaus und Berliner Funkturm, Anette Schavan in einer Bibliothek, Norbert Lammert im Bundestag; alle Fotos könnten auch für Image-Kampagnen der Abgebildeten verwendet werden. *Bel*

***„Zeit für Zeit – Ein Bildband von Laurence Chaperon“**, Aqua Verlag, Köln 2006, geb., zahlr. Farbfotos, 24,80 Euro, Best.-Nr.*

Achtung hat sich in Verachtung verwandelt

Betr.: Mozart oder Mohammed und Saubere Lösungen (Nr. 40)

Mir ist nach allem, was ich bisher erlebt habe, die „Achtung“ gegenüber Politik und ihren Vertretern total abhanden gekommen, an deren Stelle ist übelste „Verachtung“ eingekehrt. Ich habe einst gedacht, in einem Land zu leben, mit dem ich mich voll und ganz identifizieren kann; statt dessen werde ich, besonders als alter Mensch, nicht mehr akzeptiert und fair behandelt, sondern von allen Seiten nur noch vergackeiert.

Ein Papagei redet auch immer ein- und dasselbe, aber nur zur Belustigung seines Halters.

Es wäre ja gelacht, wenn die Amtierenden ihre „Reformen“ nicht über die zweijährige Hürde hinüber bekämen; in der hauptsächlichen Absicht, vor allem die eigenen Pensionsansprüche für die gesamte Legislaturperiode zu sichern!

Margot Mahner, Bremen

Wenn der Staat wollte, dann könnte er

Betr.: „Willkommen im Wirtschaftswunderland“ (Nr. 43)

Ihre Frage, ob der deutsche Staat seine Bewohner noch ausreichend vor Armut schützen kann, habe ich mit „ja“ beantwortet, unter der Voraussetzung, daß Sie damit ausschließlich „seine deutschen Bewohner“ meinen.

Eigentlich hätte die Frage lauten müssen: Könnte der deutsche Staat seine deutschen Bewohner noch ausreichend vor Armut schützen?

Meine Antwort wäre gewesen: Ja, wenn er es wollte, könnte er es. Und dieses „wollte“ beinhaltet notwendige Maßnahmen wie Asylantenstop, Rückführung der Ausländer, vor allem der Scheinasylanten und Wirtschaftsflüchtlinge, in ihre Heimatländer, Austritt aus der Europäischen Union, Stop des Einsatzes unserer Bundeswehrsoldaten in Kriegsschauplätzen, die uns nichts angehen.

Edith Schlösser, Kerpen

Helfen geht anders

Betr.: „Lehrer decken Illegale“ (Nr. 41)

Lehrer deckten Illegale, und sie fühlten sich dabei toll, hatten sie doch gezeigt, was für ein mitfühlendes Herz sie haben. Und der Staat ist doch nicht die Sache vieler linker Lehrer, die ein von den 68ern geprägtes Verhältnis zu ihm haben, „So wahr ihnen die GEW helfe.“ Und von Recht oder Beamtenpflicht (Pension ist aber super) haben sie nichts mitbekommen.

Kindern gehört natürlich unser Mitgefühl, nur können wir nicht alles Elend unserer Welt auf unseren Schultern tragen. Wir müssen Grenzen setzen, wenn wir nicht selbst vor die Hunde gehen sollen. Wenn Lehrer helfen wollen, sie verdienen ja nicht schlecht, dann her mit ein paar Daueraufträgen für Organisationen, die Kindern in der Dritten Welt zu einem menschenwürdigen Leben verhelfen wollen. Da ist ihrem Mitfühlen keine Grenze gesetzt, und ihre Hilfe muß nicht von anderen Bürgern bezahlt werden, die von ihnen nicht gefragt wurden. Wir alle sind doch der Staat. **Hans-Jörg Kandolf, Neu-Fahrland**



Ein Schauspieler reitet als Napoleon Bonaparte verkleidet in Berlin durch das Brandenburger Tor: Vor 200 Jahren, am 27. Oktober 1806, mußte Preußen seine größte Demütigung hinnehmen, als der französische Feldherr Napoleon, nach Siegen bei Jena und Auerstedt, die preußische Königsfamilie ins Exil trieb und seinen Ritt durch das Brandenburger Tor inszenierte. Foto: ddp

Kampf gegen sich

Betr.: „Schöne heile Förderwelt“ (Nr. 39)

Unser Staat hat so wenig Geld, daß seine Politiker nach immer neuen Wegen suchen, um an das den Bürgern noch verbliebene Geld zu gelangen. Statt ihre Beute für die Bürger, für das Wohl des Staates, für den wirtschaftlichen Aufschwung und für mehr Arbeitsplätze zu verwenden, verschleudern sie Millionen unter Außerachtlassung linksextremer Gewalttaten in einem abstrusen Kampf gegen Rechts, ein zusammenfassender Begriff, der auch oft die Union einbezieht, die sich nicht scheut, diesen Kampf auch gegen sich selbst zu unterstützen.

Hinter diesem Kampf gegen Rechts stehen auch finanzielle Interessen, denn die „Kämpfer“ wollen ja auch ihren Stundenlohn haben, keinen schlechten. Umsonst ist auch der Kampf gegen Rechts nicht zu haben. Dabei wäre doch alles so einfach. Würden Deutschlands Bürger endlich die Auswirkungen eines Kampfes „für“ Rechts verspüren, hätten Rechts- wie Linksextremisten keine Chance.

Karlheinz Saurbier, Bad Salzschlirf

Kinder sind doch nicht alle gleich

Betr.: „Zahl der Sitzenbleiber reduzieren“ (Nr. 40)

Das Ziel ist zu begrüßen, die linksextremistische Art der Durchführung in Schleswig-Holstein kann nur mit aller Schärfe abgelehnt werden.

Gemeinschaftsschulen, das Zusammenpferchen unterschiedlichster Anlagen, Fähigkeiten, Behinderungen und sozialer Störungen ist für mich ein Verbrechen am Kind, das ja kein Gemeinschaftsprodukt ist, nicht vorgeformt aus einer Maschine kommt und nicht in der gleichen Verpackung bis zur Einschulung aufbewahrt worden ist.

Will ich weniger Sitzenbleiber, Schulabgänger ohne Abschluß, dann muß ich in sie investieren, wozu ich Geld und mehr Lehrerstunden benötige, Kleingruppen bilden muß, die bis zur Einzelförderung führen können.

Auch dann noch wird es Schüler geben, bei denen alle Hilfen versagen, aber man hätte nach ihrer Förderung doch das Gefühl, sein Möglichstes gegeben zu haben.

Alle Schüler in eine Klasse zu sperren, sozialistisches Ur-Modell, schadet allen Kindern gleichermaßen, den einen verweigert es die Ausbildung ihrer Fähigkeiten, den anderen gibt es zu wenig Hilfen und Förderung, anderen setzt es nicht die notwendigen Grenzen in ihrem Sozialverhalten …

Wenn das die CDU in Schleswig-Holstein mitmacht, ist sie nicht besser als die roten Genossen / Genossinnen.

Paul Peter Schultz, Heidelberg

Wie viele Jahre sollen wir noch warten?

Betr.: Landestreffen

Das Landestreffen der Ostpreußen in Mecklenburg-Vorpommern verdient großes Lob für das Engagement bei der Organisation.

Neben dem kulturellen Gedanken und dem göttlichen Segen des Kaplans aus Allenstein bleiben viele Fragezeichen.

Am peinlichsten berührt war ich, daß kaum politische Forderungen gestellt wurden. Mit Glück konnte ich zudem feststellen, daß ich nicht Bürgerin der Stadt Neubrandenburg bin, denn die Rede des Stadtpräsidenten von Neubrandenburg, Herrn Rühs (CDU), war mehr als peinlich.

Warum ist die Stadt Neubrandenburg unfähig, an die deutschen Heimatvertriebenen zu erinnern? Ein Gedenkstein ist nicht alles!

Unser Aufbauwerk für Deutschland findet in der kreisfreien Stadt Neubrandenburg keine Anerkennung, das ist die Tatsache, die ich durch die Aussage des CDU-Mannes Rühs mit nach Hause nehmen konnte. Wer nicht dabei war, dem gebe ich die Aussage gerne zur Kenntnis: „Aufgrund politischer Mehrheiten ist es nicht möglich, einen Gedenkstein für die deutschen Heimatvertriebenen in Neubrandenburg zu errichten.“ Doch wie viele Jahre sollen wir noch warten?

Schreiben Sie bitte den Oberbürgermeister Paul Krüger, F. Engels Ring 53, 17033 Neubrandenburg an und unterstützen Sie das Anliegen, daß auch diese Stadt an die deutschen Heimatvertriebenen erinnert.

Ida Klee, Holldorf

Deutsches Vaterland vergessen – Verbrechen an unserem Volk

Betr.: „Danke für Ihre Aufrichtigkeit, Herr Akkaya“ (Nr. 41)

Dieser Artikel von Klaus Rainer Röhl ist lesenswert, weil er Denkanstöße für die Zukunft unseres deutschen Volkes beinhaltet. Der Artikel weist darauf hin, daß unser deutsches Volk am Untergehen ist.

Die Wurzel für das Untergehen unseres Volkes haben unsere Bundesregierungen gelegt, weil sie unser deutsches Vaterland vergessen haben und mehrere Millionen Menschen aus fremden Völkern zu uns geholt haben beziehungsweise reingelassen haben. Für diese Verbrechen an unserem Volk müßten sie zur Rechenschaft gezogen werden, weil sie Umstände geschaffen haben, in deren Folge unser deutsches Volk in Europa verschwindet. Zwischen dem Amtseid eines Ministers und seinen Taten klafft eine gewaltige Lücke, in die unser Volk stürzt. Alle, die sich mit der Demographie unsere Volkes befassen, erkennen, daß wenn keine grundsätzliche Änderung in unserem Volk stattfindet, wir Deutschen in 50 Jahren nur noch eine Minderheit in unserem Land sind und in 100 Jahren kaum noch Spuren unsere Volkes in Europa zu finden sind. **Georg Banszerus, Höxter**

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Unnötig

Betr.: „Machtlos mit gezückter Waffe“ (Nr. 42)

Ich habe mit großem Interesse ihren Beitrag bezüglich des Opiumanbaus in Afghanistan gelesen.

Geärgert hab ich mich allerdings über die für ihre Publikationen sonst unüblichen unnötigen Anglizismen.

Ein „warlord“ ist im Deutschen ein „Kriegsfürst“ oder „Kriegsherr“ und ein „special agent“ ist ein „Spezialagent“.

Desweiteren ist das aus dem Französischen stammende Wort „Diner“ mißverständlich, denkt man doch hier, angesichts der anglomanen deutschen Presse, zunächst eher an Englisch „diner“, also an ein billiges Straßenrestaurant.

Thomas Wagner, Alagoinhas, Brasilien

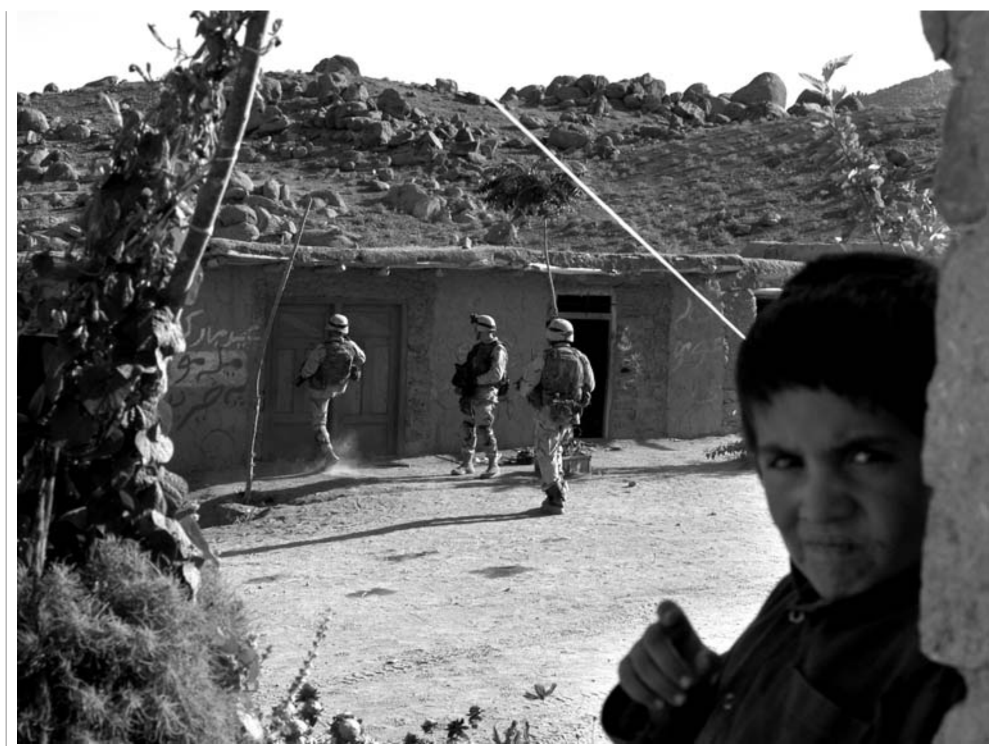
Geschmacklos

Betr.: „Wolfgang Schäuble in Allenstein“ (Nr. 41)

Na bitte, nun wissen wir endlich, wem wir die ersehnte Einheit zu verdanken haben.

Dieses unterwürfige Verhalten eines deutschen Ministers ist – gelinde gesagt – geschmacklos.

Wilhelm Ruppenstein, Norderstedt



US-Drogenrazzia in Afghanistan: Da der Kampf gegen Drogen zu gefährlich ist, der Widerstand von Seiten der Einheimischen zu groß wäre, verlegt sich die Bundeswehr auf die Unterstützung beim Bau von Schulen und Kindergärten. Foto: Visum

Zu wenig Kräfte

Betr.: „Die Lage spitzt sich zu“ (Nr. 42)

Die Lage in Afghanistan spitzt sich zu.

Immer dringlicher stellt sich die Frage, was wir dort überhaupt zu suchen haben und mit welcher Begründung in diesem uns sehr fernen Land deutsche Soldaten möglicherweise sogar den Tod finden sollen.

Ich meine, daß dies Bundesregierung und Parlament nicht verantworten können.

Wenn internationale Organisationen in Staaten für Sicherheit sorgen wollen, dann doch bitte mit ausreichenden Kräften, die dem Gegner ob ihrer Überlegenheit keine Chance lassen und dem Hilfesuchenden die Zeit zur Stabilisierung des Staates geben.

Waldemar Küperts, Groß Gerau

Falsche Fregatte

Betr.: „Auf in den Libanon“ (Nr. 40)

Bei der auslaufenden Fregatte handelt es sich um eine Schiff der Klasse 122. Also nicht um die Fregatte „Mecklenburg-Vorpommern“, die der Klasse 123 angehört.

Werner Schiemann, Friedenfels

Ein Gebot der Höflichkeit

Betr.: Ortsnamen

Die *PAZ* lese ich sporadisch bei aus Ostpreußen stammenden Bekannten. Mein Interesse an Ostpreußen ist auf die Gegenwart und die Zukunft bezogen. Dazu gehört natürlich auch die Historie. In Masuren bin ich seit zirka 15 Jahren mehrmals im Jahr bei Freunden zu Besuch. Aus der erlebten Entwicklung gäbe es viel zu berichten, aber darum geht es mir heute nicht.

Ich bin verwundert darüber, daß in Artikeln zu aktuellen Ereignissen nur der deutsche Ortsname genannt wird und der polnische Name verschwiegen wird. Beispiel: Ausgabe 41, Seite 20 zu einer Ausstellung in Preußisch Holland. Erwähnt wird, daß die Ausstellungstafeln zweisprachig sind und auch die polnischen Kommunalpolitiker werden namentlich genannt. Warum wird der heutige Name nicht einfach in Klammern genannt.

Die derzeitigen Namen von Königsberg und Allenstein sind geläufig und müssen nicht laufend erwähnt werden. Aber in dem Artikel auf Seite 13, in dem über die von der Universität an Wolfgang Schäuble verliehene Ehrendoktorwürde berichtet wird, wäre ein aktueller Name dieser Universität angebracht gewesen.

In den mir bekannten ländlichen Gebieten Masurens gab es bei der Nennung von alten und neuen Ortsnamen nie Probleme. In Buchhandlungen gibt es Karten zu kaufen, die beide Namen erhalten. Es gibt zahlreiche Reiseführer in deutsch und polnisch und mit beiden Ortsnamen. Es gibt auch Kartennachdrucke von polnischen Karten von vor 1939 zu kaufen, die den deutschen Namen und die damalige polnische Benennung haben und als Überdruck den heutigen polnischen Namen, wie zum Beispiel bei Sensburg und Johannisburg.

Nur wenn wir, Deutsche wie Polen, mit unserer Geschichte und den daraus resultierenden Fakten unverkrampft umgehen, können wir gemeinsam versöhnungsfeindlichen Politikern trotzen. Die polnische Bevölkerung ist nicht deutschfeindlich, und über das Warschauer Zwillingspaar gibt es deutliche Wort.

Aber nicht nur deswegen bin ich für zweisprachige Ortsnamen, ich halte es auch für ein Gebot der Höflichkeit gegenüber der Bevölkerung und ihren Mandatsträgern.

Hartwig Löhr, Reinbek

Die Frechheit kennt keine Parteigrenzen

Betr.: „Eine Hauptstadt, ein Regierungssitz“ (Nr. 42)

Was eine Selbstverständlichkeit für intelligente Menschen ist, ist in unserem Land, wie es scheint, nicht machbar, weil zu viele zu mächtige Politiker ihre ganz persönlichen Interessen haushoch über das Gemeinwohl stellen.

Die unverfrorene Frechheit kennt keine Parteigrenzen.

Angeblich oder tatsächlich haben wir kein Geld, aber deutsche Politiker haben es, um Bonn, mit dem sie wohl versippt sind, auch weiterhin als Zweitregierungssitz zu erhalten und dafür unser Geld zum Fenster hinaus auf Bonns Straßen zu werfen.

Daß sich die Europäische Union die kostspielige Idiotie leistet, das europäische Parlament zwischen Brüssel und Straßburg für viele Millionen Euro regelmäßig wechseln zu lassen, entschuldigt die bundesdeutsche Torheit absolut nicht.

Günther Morgenstern, Salzhausen

Keine zweite Heimat gefunden

Betr.: „Was vom alten Allenstein zeugt“ (Nr. 37)

Mein geliebtes Allenstein, es war mir so nah und doch so fern.

Mein Heimatgefühl ist noch so stark, daß es oft sehr wehtut, und das auch noch nach über 61 Jahren!

Ich bin 1923 in Allenstein geboren! In die Bismarck-Schule gegangen zu „Fräulein Sonnabend“, und dann in die Luisenschule! Es war eine herrliche Jugend in einem vorbildlichen Elternhaus. Wir wohnten in der Freiherr von Stein Straße 24, heute W. Emilia Platter 24. Es steht noch da, sehr verkommen! Es gehört der Stadt. Mein Vater war Besitzer der Rathausdrogerie Fritz Krenz. 1920 hatte er sie vom damaligen Besitzer Krenz gekauft, mit der Auflage, den Firmennamen zu behalten!

Ich habe in den 60 Jahren keine zweite Heimat gefunden.

Gisela Engelhardt, Neuss

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf. – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **1212**

US-Lagerhaft – Wir vegetierten im Schlamm

Betr.: Zweiter Weltkrieg

Ein guter Freund von mir bezieht Ihre Zeitung regelmäßig, und ich habe das Glück, den Inhalt mit ihm zu teilen. Ihre verhältnismäßige Offenheit über politische Probleme, besonders über Vertreibung, Recht und Unrecht, sind sehr interessant und regen zum Denken an.

Allerdings erscheint es mir, als ob das Schwergewicht bei den östlichen Schandtaten liegt und der Westen ziemlich glimpflich davonkommt.

Am 1. Mai 1945 versuchte ich mit noch zwei Fliegerkameraden, von München zu unserer Einheit, der Luftkriegsschule in Fürstenfeldbruck, zu gelangen. Da aller Verkehr brach lag, marschierten wir einfach nach Westen, unserem Standort und den Amerikanern entgegen. Wir waren uns bewußt, daß der Krieg so gut wie verloren war, und wollten uns der erstbesten amerikanischen Truppe ergeben.

Da wir als Fluglehrer in keinerlei Kämpfe verwickelt waren, glaubten wir, man würde unser Soldbuch prüfen, uns eine Bescheinigung der friedlichen Übergabe ins Buch heften und uns nach Hause schicken. Leider kam es ganz anders.

Mit erhobenen Händen wurden wir auf einen Sammelplatz getrieben und dann begann unser Leidensweg mit dem Marsch nach dem Westen. Trotz eines Überflusses an Lastwagen mußten wir die zirka 30 Kilometer bis Fürstenfeldbruck zu Fuß gehen. Als wir den Fliegerhorst erkannten, sagten wir aus Spaß: „Jetzt können wir gleich wieder in unsere alten Unterkünfte einziehen. Jedoch der Marsch ging noch etwas weiter, bis wir an einem großen Feld ankamen, vor dem etwa 30 US-Soldaten mit langen Stangen standen. Jetzt mußten wir Spießruten laufen bis zum Lagereingang, während die Soldaten auf uns eindroschen. Es hatte geregnet, die Erde wurde schlammig, mehr und mehr Soldaten aller Waffengattungen wurden zu Hunderten auf diesen Acker getrieben. Hier mußten wir für etwa zwei Monate vegetieren.

Die erste Woche erhielten wir weder Essen noch Trinken. Viele scharrten den Schlamm zur Seite, um wenigstens einen trockenen Platz für die Nacht zu haben. Wir drei Kameraden hatten in einem Fallschirmsack etwas Proviant gerettet, das war unser Glück. Doch jeden Tag starben einige der Lagerinsassen, besonders die sehr Jungen und die Alten, die diesen Strapazen nicht gewachsen waren. Aborte gab es nicht. Die Notdurft mußte am Rande des Lagers gemacht werden. Wenn neue Gefangene kamen und der Raum wurde zu eng, dann mußten sie an diesen Stellen kampieren. Das Lager hatte keinen Zaun, war aber von Gewehrposten umgeben. Nachts schossen sie öfters wahllos ins Lager und es gab Tote.

Dies soll genug sein, um Ihren Lesern einen kleinen Einblick über die unmenschliche Behandlung der Amerikaner unseren Soldaten gegenüber zu vermitteln. Später wurden die Verhältnisse besser, wir mußten noch mehrere Monate Frondienste in Frankreich leisten, doch wir überlebten. Das Schicksal war mir gnädig.

Genau ein Jahr nach meiner Gefangennahme wurde ich am 1. Mai 1946 nach Hannover entlassen. Fünf Jahre später wanderte ich nach Kanada aus. In diesem schönen Lande habe ich meine Zukunftsträume weitgehend erfüllen können. Die Gefangenschaft ist nur noch wie ein böser Traum.

Der kanadische Autor und Geschichtsforscher James Bacque hat die Schicksale der deutschen Kriegsgefangenen in den Westallierten Lagern in seinem Buch „Other Losses“ dokumentiert. Er bezifferl die Verluste auf eine Million. Leider gab es bisher weder eine Untersuchungskommission noch wurde jemand angeklagt. Wo bleibt das gleiche Recht für alle? Was sagen die Politiker?

H.R. Hartel, Brantford, Kanada

Schwäche gezeigt

Betr.: „Das Vertrauen verspielt“ (Nr. 38)

So ist es leider! Und der Eindruck drängt sich auf, daß es nur immer so weiter gehen wird.

Die Koalition und überhaupt die Parteien wissen nicht, wie es weitergehen soll, wie sie die Arbeitsplätze und den Wohlstand erhalten, trotz der von ihnen herbeigelobten Globalisierung für das eigene Land auch etwas übrig behalten können.

Nun ist gerade wieder von einem Verbot der NPD die Rede, bei dem ich mich frage, warum die PDS überhaupt zugelassen worden ist.

Aber wie auch immer: Verbote sind ein Zeichen der Schwäche und besagen das eigene Unvermögen, die Bürger hinter sich zu scharen.

Deutlicher kann vor allem die SPD den Bürgern nicht ihr Unvermögen vorführen.

Niklas Wackenröder, Rheine

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

MELDUNGEN

Schwergewicht Kultur entwertet

Berlin – Berlins Regierender Bürgermeister Klaus Wowereit macht das „schwergewichtige“ Kulturleben der Hauptstadt zur Chefsache. Wowereit ist mit dieser Entscheidung massiv in die öffentliche Kritik geraten, da diese Variante bereits in NRW gescheitert ist. Der Deutsche Kulturrat bezeichnete den Verzicht auf ein eigenständiges Kulturressort in der Hauptstadt vor diesem Hintergrund als Katastrophe.

Kirchlicher Widerstand

Berlin – Einer der profiliertesten Vertreter des kirchlichen Widerstands in der DDR, Alt-Superintendent Reinhard Steinlein, ist mit 87 Jahren verstorben. Steinlein hatte 1975 gegen das Spitzentreffen zwischen Erich Honecker und Bischof Albrecht Schönherr durch Austritt aus der Synode protestiert. Steinlein warf der Kirche „unverantwortliche Anpassungspolitik“ gegenüber der Staatsmacht vor. Er war wiederholt von Stasi-Funktionären bedroht worden.

ZUR PERSON

Großes Krokodil verstorben



Der kleine südafrikanische Ort Wilderness kuschelt sich zwischen dicht bewachsenen Berghängen und einem ewig langem Sandstrand am Indischen Ozean. Idylle pur. Nur wenige Südafrika-Kenner wissen: Hier lebte **Pieter Willem Botha**, der jetzt mit 90 Jahren verstorbene frühere Staatspräsident des Landes.

Botha gehörte seit 1936 der Nationalpartei (NP) an und galt als harter Vertreter der Apartheidpolitik. Das System der Rassentrennung nahm keine Rücksicht auf Oppositionelle, die auch schon einmal bei „Unfällen“ starben.

1966 trat NP-Parteichef Botha als Verteidigungsminister in die Regierung ein und amtierte zwischen 1978 und 1989 zunächst als Premier und nach einer Verfassungsreform als erster Präsident.

Während sein Nachfolger de Klerk als Reformer gilt und gemeinsam mit Nelson Mandela den Friedens-Nobelpreis verliehen bekam, ist nur wenig bekannt, daß ausgerechnet Botha die Grundlagen für die Überwindung der Apartheid gelegt hatte.

Botha, das „große Krokodil“, war zwar Autokrat und galt in der westlichen Welt als brutaler Diktator. Bei den politischen Unruhen 1985 starben etwa 800 Menschen.

Dennoch hob er 1986 das Verbot gemischtrassiger Ehen auf und beendete die kleine Apartheid, die Trennung der Rassen im Dienstleistungsbereich. „Die Weißen müssen sich mehr anpassen“, lautete sein vorsichtiges Credo.

Botha war mit dem System der Rassentrennung aufgewachsen, hatte es verteidigt und dennoch selbst sein Ende eingeleitet.

Nur in Europa ist man darüber verwundert, daß sogar Mandelas „Afrikanischer Nationalkongreß“ und ehemalige Erzfeinde der Familie Botha in Wilderness aufrichtig zum Tode des ehemaligen Staatspräsidenten kondoliert haben.

B. Knapstein



Der übernächste Stromausfall dauert etwas länger Zeichnung: Götz Wiedenroth

Neid alter Despoten ist gewiß

Warum Palmwedel Gefühle verletzten, wir Bürger von den Parteien gebraucht werden und bald ganz Deutschland Eddelak ist / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Millionen vordergründig harmloser Urlaubsfotos und Reisekatalogbilder erscheinen uns, die wir endlich wach geworden sind, in einem neuen, fatalen Licht: Haben Sie denn nicht genau hingesehen? Ist sie Ihnen nicht aufgefallen, die abgründige Botschaft?

Wer Palmen noch immer als hübsches, unschuldiges Motiv hinstellt, der hat aus der Geschichte nichts gelernt und zeigt ein erschreckendes Maß an Ignoranz gegenüber den Opfern von Erwin Rommel, zu denen wegen der Nähe des Generals zum sogenannten Widerstand beinahe auch Hitler selbst gehört hätte.

Fachleute hatten sich sofort an die Arbeit gemacht und die Palme des Afrikakorps mit der an dem mysteriösen Geländewagen verglichen. Das war dann die Stunde der großen Abwiegler: Die neue Plame sei gebogen, die aus dem Zweiten Weltkrieg sei gerade gewesen. Zudem hingen unter dem Baum aus den Skandalfotos Nüsse, die Rommel-Palme aber sei fruchtlos gewesen.

Stellt uns das zufrieden? Selbstverständlich nicht, dafür macht uns das öffentliche Verprügeln und Bloßstellen einer Truppe viel zu viel Spaß, weil deren oberste Repräsentanten immer so herrlich einknicken, sobald es mal ein wenig von vorne zieht.

Palme hin, Palme her – es gibt gewiß noch ganz andere Sachen zum Enthüllen. Womöglich tragen die Bundeswehrler ja sogar Waffen, genauso wie die Wehrmachtsleute damals! Eine Bundestagsuntersuchungskommission wird das alles brutalst möglich aufklären und dann die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen.

Und da ist schnell der Punkt erreicht, an dem wir von den paar namenlosen Nullachtfuffzehn-Rekruten nicht mehr satt werden. Gierige Blicke spähen die politische Szene aus, wo ein ordentliches Opfer zu finden wäre, das wir mit Knochen und Palmen garniert hinunterschlingen könnten. Kanzlerin Merkel ahnt die Gefahr und hält sich, nachdem sie ihre Pflichtdistanzierung abgeleistet hatte, halblaut im Hintergrund.

Der Verteidigungsminister kann so etwas nicht, er steht zu nah dran am Ganzen. Also fuchtelt Franz Josef Jung aufgeregt mit den Armen, um unseren Appetit auf andere zu lenken: Der Struck wars, erklärte der dem „Stern“. Jung will damit nicht bloß seine Haut retten, er möchte auch der Kanzlerin gefallen, an deren Fäden schließlich seine Zukunft hängt.

Und Merkel dürfte es ausnehmend gut gefallen, wie Jung seinen Vorgänger mit Totenschädeln und Rommelpalmen bewirft. Der Struck ist ihr bei den täglichen Geschäften schon seit längerem sehr im Wege. Dem Qäulgeist an der Spitze der SPD-Fraktion in die Parade zu fahren, das hat sich Angela Merkel schon seit Monaten gewünscht. Das ist ihr der Ruf und die Motivation der Bundeswehr schon wert.

> Wenn es um die Beschaffung ihrer Gelder geht, zeigen sich Politiker von ihrer kreativen Seite

Schließlich werden die Wahlkämpfe der kommenden Jahre sowieso recht schwierig. Die Umfragen sehen die beiden „Volksparteien“ zusammengenommen kaum stärker als in manch früheren Befragungen eine allein. Außerdem haben die Bürger die Freude am ehrenamtlichen Plakateschleppen verloren, die Mitgliederbasis schmilzt dahin.

Da wird viel herumgeunkt, etwa, daß die einfachen Parteileute und Delegierten auf den Parteitagen ohnehin nichts mehr zu sagen hätten. Stimmt zwar, doch dies den Führungen zum Vorwurf zu machen, kündet von kaltem Undank. Die Parteitagsimpressarios haben sich wirklich Mühe gegeben, einen hochwertigen Ersatz zu schaffen für die Delegiertentagungen alter Schule. Statt tagelang in der langweiligen Politik herumzustochern, werden heute fetzige Luftballonparties mit Rockmusik und „Ändschie! Ändschie!“-Gegröhle oder vergleichbaren SPD-Slogans geboten. Ist das etwa nichts?

Die mit der Werbung beauftragten Kommunikationsexperten der Parteien sind ratlos. Je eleganter und moderner, soll heißen: je denglischer sie auch an die Sache herangehen, desto bescheidener werden die Ergebnisse. Den Alten ist das alles zu laut und zu flach, und die Jungen kommen erst gar nicht – oder wenn, dann nur kurz mal vorbei.

Im holsteinischen Eddelak, einem kleinen Ort in Dithmarschen, hat nun der komplette SPD-Ortsverein seinen Parteiaustritt angekündigt. 19 Genossen an der Zahl, nicht viel. Aber daß eine Volkspartei gleich komplett aus einem Ortsbild verschwindet, ist denn doch schon wieder bedenklich.

Aber unsere Politiker sind kreativ genug, um auch für dieses Problem eine Lösung zu finden. Wenn sich nicht mehr genügend Bürger finden, die sich nicht nur umsonst für die Kurts und Ändschies abrackern, sondern dafür auch noch Mitgliedsbeiträge zahlen, dann soll das Volk das büßen. Gerade verständigen sich die Schatzmeister der großen Parteien still und leise darauf, die Obergrenze der staatlichen Parteienfinanzierung nach oben zu setzen. Wenn nicht mehr genügend Deutsche als zahlende Mitglieder in die Bresche springen für die Parteiapparate, dann müssen eben alle Steuerzahler ran. Und dann ist es eben vorbei mit der „Freiwilligkeit“, selber schuld!

Allerdings hängt man diese Mahnung nicht allzu öffentlich aus. Die Mehrheit der Bürger weiß ja gar nicht, daß das gesamte Steuerzahlervolk heimlich „Fördermitglied“ der Parteien ist, für deren Machterhaltungsanstrengungen es alljährlich Zwangsbeiträge in dreistelliger Millionenhöhe abgezogen bekommt.

Das sollte uns nicht ärgern, eher schon beruhigen. Immerhin zeigt dies doch, daß das Volk wenigstens noch für irgendwas gebraucht wird und sie uns nicht so ohne weiteres abwickeln können. Immer öfter hat man ja den Eindruck, als hätte uns die „große Politik“ an irgendeiner Ecke vergessen wie ein leeres Freßpaket.

Wir haben eine Weile gebraucht, um unser Alleinsein zu bemerken. Wir haben weiter gemault und gemurrt und gewählt und abgewählt, bis und dämmerte, daß wir genausogut auch Kringel in die Luft hätten malen können. Doch nun haben es die Deutschen wohl gerafft und verzichten auf das Ausleben des einst so gefürchteten „Volkszorns“. Wenn dann doch mal irgendwo demonstriert wird, erkennt jeder Zuschauer schnell, daß ihm ein computeranimierter Trickfilm in Endlosschleife gezeigt wird. Eine Billigproduktion obendrein, immer dieselben Bilder: Ein überschaubarer Pulk von Leutchen mit neckischen Einheitsmützchen auf dem Kopf und Trillerpfeifen im Mund. Außer verzweifelten Nachrichtenredakteuren, die ihre Spalten oder Sendeminuten ja mit irgendwas füllen müssen, interessiert sich für den Kram keiner mehr.

Für Politiker eigentlich das Schlaraffenland – freie Bahn! Drei Viertel der Deutschen lehnen die „Gesundheitsreform“ in Bausch und Bogen ab, passieren tut trotzdem nichts. Kein Aufstand, keine Massendemos, bloß ein paar Berufslobbys setzen sich zaghaft in Bewegung. Die guten alten Despoten, die bis ins 19. Jahrhundert ihre Not mit den Untertanen hatten, müssen vor Neid kochen in ihrer Gruft. Sie hatten es mit Bauernkriegern und Barrikadenkämpfern zu tun, mit Aufwieglern und „Freidenkern“, die im Volk für wiederkehrende Wellen der Unruhe sorgten und die politische Elite in Bedrängnis brachten, sich dem Pöbel zu erklären.

Heute sind wir, das Volk, viel zu sehr damit beschäftigt, uns selbst einen Reim auf alles zu machen, statt anderen dumme Fragen zu stellen. Warum hat man uns nicht einmal per Call-Center oder Grußpostkarte darüber aufgeklärt, daß wir allesamt zahlende Parteimitglieder (ohne Stimmrecht) sind? Wirft eine Nazi-Palme mehr Schatten als eine demokratische? Und was würde „Borat“ dazu sagen?

Der geschmacklose Kasachen-Verschnitt hat nicht bloß für Lacher gesorgt. Ein Zentrum für „Antiziganismus-Forschung“ hat ihn bekanntlich verklagt. Einer der Klagegegenstände ist die Verwendung des Wortes „Zigeuner“, die diskriminierend sei. Aus welchem Wortstamm leitet sich eigentlich der Begriff „Antiziganismus“ her?

ZITATE

***Bundespräsident Horst Köhler mahnt** in der „Welt“ vom 6. November **die Evangelische Kirche** (EKD) zur Eröffnung ihrer Würzburger Synode:*

„Was ich mir von der Kirche, von den Kirchen, wünsche, ist die klare Unterscheidung zwischen letzten und vorletzten Fragen. Diese Frage wach zu halten und in diesen Fragen die Menschen nicht allein zu lassen, darauf kommt es heute vielleicht am allermeisten an. Hier erwarte ich die Stimme der Kirche und ihre Stimme sollte in diesen entscheidenden Fragen nicht leiser sein als ihre Äußerungen zur Politik.“

***Richard Perle, Mitglied der US-Denkfabrik „Defense Policy Board“** und einst scharfer Befürworter der **Irak-Invasion**, wird in „Vanity Fair“ vom 3. November mit den Worten zitiert:*

„Ich denke, wenn ich in die Zukunft hätte schauen können, und wenn ich gesehen hätte, wo wir heute stehen, und die Leute hätten gefragt: Sollen wir in den Irak gehen?, dann glaube ich jetzt, ich hätte vielleicht gesagt: ‚Nein, laßt uns andere Strategien erwägen, um mit der Sache fertig zu werden.‘“

*Laut dem selben Magazin erklärte **David Frum, 2002 Mitarbeiter im Weißen Haus** – er hatte die Bush-Rede verfaßt, in der der Präsident von der **„Achse des Bösen“ (Irak-Iran-Nordkorea)** gesprochen hatte:*

„Eine Niederlage im Irak ist womöglich unausweichlich, weil die Aufständischen bewiesen haben, daß sie jedermann töten können, der kooperiert, und die Vereinigten Staaten nicht zeigen konnten, daß sie ihnen Schutz bieten können.“

***Dieter Hundt, Arbeitgeberpräsident,** in seinem **Grußwort** auf einem Kongreß des Einzelhandelsverbandes in Berlin:*

„In Deutschland geht mehr Arbeitszeit durch Grußworte verloren als durch Arbeitskämpfe.“

***Wolfgang Huber, EKD-Ratsvorsitzender**, zu den Schädelbildern von Bundeswehrsoldaten in Afghanistan in „Bild“:*

„Ein Presseorgan, das Tag für Tag durch obszöne Darstellungen Marktanteile zu erobern sucht, ist kein glaubwürdiger Anwalt von Achtung und Würde. Man kann nicht in einem Fall die Obszönität und in einem anderen Fall die Empörung über die Obzönität zum Mittel machen.“

Etappenfreude

Vergangenheitsbewältigung
– ich weiß, sie fällt nicht jedem leicht –
hat dank Afghanistan und Jung
jetzt fast die Gegenwart erreicht:

Ein Totenschädel, welch Skandal!
Doch halt – der Vorfall, der schockiert,
war psychologisch ganz banal
vom Treiben Hamlets inspiriert!

Bewältigt werden muß primär
Vergangenheit in Hochkultur,
denn Auftrag für die Bundeswehr
ist nicht das Deichestopfen nur.

Drum gebt dem Zeitgeist ein Mandat,
bewußt robust, so wie's gehört –
was wetten, daß der Frontsoldat
dann nimmer die Etappe stört!

Pannonicus